



Leop. Beyer sc.

Neue
Jugend-Bibliothek;

oder

belehrende und angenehme

Unterhaltungen

für die

Jugend beyderley Geschlechtes;

zur

Bildung und Veredlung ihres Geistes und Herzens.

Von

Jakob Glatz,
k. k. Consistorial-Rathe.

4

Viertes Bändchen.

Wien, 1817.
Bey Heubner und Volke.


Tetschner Bibliothek

I.

Aesop. *)

Wer kennt den berühmten Fabeldichter Aesop nicht! Er ist ein auffallender Beweis, daß oft in dem unansehnlichsten, häßlichsten Körper eine schöne, herrliche Seele wohne, und daß wahre Vorzüge des Geistes in den Augen aller Verständigen selbst über die blendendsten Vorzüge des Körpers, der Geburt und des äußerlichen Glücks den Sieg davon tragen. Hier nur Einiges aus der Lebensgeschichte dieses in seiner Art merkwürdigen Mannes.

Aesop war, ungefähr 550 Jahre vor Christo, in Phrygien, einer Provinz Kleinasiens, als Sclave geboren. Sein Aeußeres war sehr widrig und abschreckend. Man stelle sich unter ihm einen spitzköpfigen, plattnasigen, dicklip-

*) Nach C. Unger.

zigen, buckligen, dickbäuchigen, krummbeinigen und ungemein häßlichen, schwarzen Menschen vor, der außerdem noch stotterte, und eine unbiegsame, harte Aussprache hatte. Aber diese Mißgestalt wurde von einem lebhaften, helldenkenden, scharfsinnigen und witzigen Geiste beseelt, und noch die späte Nachwelt ergetzt sich an den Einfällen, Dichtungen und Lehren desselben.

Von seinem Gebiether zum Umgraben des Feldes gebraucht, verrichtete Aesop diese Arbeiten mit allem Eifer. Eines Tages befand sich sein Herr auf dem Felde, und erhielt von einem Landmanne einige frische Feigen zum Geschenke, die er dem Sclaven Agathopos übergab, damit er sie nach Hause trage. Da nun gerade um diese Zeit Aesop im Hause etwas zu thun hatte, kam Agathopos auf den Einfall, die Feigen mit einem andern Sclaven zu verzehren, und die Schuld der Dieberey auf den ersteren zu schieben. Als der Herr späterhin aus dem Bade stieg, verlangte er die erwähnten Früchte. Sie waren nicht zu finden. Die wirklichen Näscher wußten es ihrem

Gebiether so wahrscheinlich zu machen, daß niemand anders als Aesop sie verzehrt habe, daß er diesen kommen ließ, ihm die heftigsten Vorwürfe machte, und ihn ohne weiters zu Schlägen verurtheilte. Der arme stotternde Sclave fiel ihm zu Füßen, und bath, mehr durch Mienen als Worte, ihm nur eine kurze Frist zu schenken, und ihn dadurch in den Stand zu setzen, seine Unschuld zu beweisen. Diese Frist erhielt er, und eilte dann davon, hohlte laues Wasser, trank davon etwas in Gegenwart seines Gebiethers, stak hierauf seinen Finger in den Schlund, und brach das reine Wasser wieder aus, ohne daß darin eine Spur von genossenen Feigen wahrzunehmen war. Nun bath er, daß man diese Probe auch mit seinen zwey Anklägern vornehmen möchte. Diesen wurde befohlen, zu thun, was er so eben gethan hatte. Sie erbrachen sich, und die Feigen kamen zum Vorschein. Der Züchtigung, die sie jenem zugedacht hatten, wurden nun sie selbst unterworfen. Der Herr aber fing von diesem Augenblicke an, den klugen Aesop zu schätzen, und

mit mehr Aufmerksamkeit zu behandeln. Die übrigen Sclaven witzigte dieser Vorfall, und sie waren nun in Rücksicht Aesops mehr auf ihrer Huth, besonders da die Lähmung seiner Zunge mit Einem Mahle gehoben wurde, und er nun auch hinsichtlich der Sprache ihnen nicht nachstand.

Kaum hatte Aesop die Sprache erlangt, so wandte er dieses Geschenk des Himmels dazu an, einen seiner Mit-Sclaven, der von dem hartherzigen Aufseher Zenas gemißhandelt wurde, zu vertheidigen, wobey er diesem zugleich drohte, den Herrn mit dem Vorfalle und den Grausamkeiten des Aufsehers bekannt zu machen. Dieser Anklage wollte Zenas zuvorkommen, und fuhr zu dem Gebiether nach der Stadt, meldete ihm, daß Aesops Zunge plötzlich gelößt worden sey, daß er aber die erlangte Sprache dazu angewandt habe, Götter und Menschen zu lästern, und auf seinen Herrn so stark zu schimpfen, daß alle übrigen Sclaven daran Anstoß genommen und sich über seine Schmähreden geärgert hätten. Um den üblen

Folgen, die ein solches böses Beyspiel unter den andern Knechten hervorzubringen vermöge, wäre es, meinte Zenas, das Beste, ihn schleunig zu verkaufen. Der Gebiether übergab ihm nun den armen Aesop, und überließ es ihm ganz, mit ihm zu machen, was ihm gut dünke. Als Zenas nach dem Felde zurückkehrte, und jenem sein Loos ankündigte, sprach Aesop ganz gelassen: Du bist Herr, thue mit mir, was dir beliebt. Er verkaufte ihn bald darauf um einen Spottpreis an einen Ochsenhändler, der sich anfänglich gar sehr weigerte, diese häßliche Gestalt zu kaufen, und sich dazu nur dann entschloß, als Aesop ihn darum innig bath, und ihm auf die Frage, was er mit einer solchen häßlichen Fratze anfangen sollte, die drollige Antwort gab: „Kinder schrecken, wenn du welche hast, die dir den Kopf warm machen.“

Der Kaufmann, der Aesopen an sich gebracht hatte, reiste nach Ephesus, einer Stadt in Kleinasien, und zwar in Jonien, um da seine überflüssigen Sclaven zu verkaufen. Als diese dasjenige unter sich vertheilten, was

sie auf der Reise mitzunehmen hatten, bath Aesop, ihn, als einen schwächlichen Menschen, nicht zu stark zu belasten. Die Knechte wollten ihn der Mühe des Tragens ganz überheben; aber davon wollte er nichts hören, und ersuchte sie nur, ihm die Wahl des Packes frey zu stellen, welches sie ihm mit Vergnügen bewilligten. Er wählte nun, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, den großen Brotsack, den keiner übernehmen wollte. Allgemein schalt man ihn einen Thoren, weil er sich gerade die allerschwerste Last gewählt hatte, und fing an, an seiner Klugheit und Einsicht zu zweifeln. Am ersten Tage unterlag er allerdings beynahe dieser schweren Last, und wackelte unter derselben hin und her. Aber schon an dem ersten Abende wurde ein Drittheil von dem Brote aufgezehrt, am zweyten Tage schritt er schon gerader und fester einher, und am vierten war der Proviant ganz weggegessen, so, daß er von nun an nichts mehr zu tragen hatte, und frisch und lustig den übrigen Sclaven vorlief, die mühsam ihre Lasten fortschleppten. Jetzt erst sahen sie ein, daß

Aesop sehr klug gehandelt habe, und es kam ihnen nicht wieder in den Sinn, seiner Dummheit zu spotten.

Zu Ephesus verkaufte der Handelsmann alle Sclaven, bis auf einen Sänger, einen Sprachmeister und Aesop. Mit diesen schiffte er nach Samos, einer an der Küste von Jonien gelegenen Insel, und stellte sie dort auf dem Markte zum Verkaufe aus. Um sie um einen höheren Preis anzubringen, kleidete er den Sprachmeister und Sänger prächtig, Aesop dagegen mußte mit einem groben Kittel von Sackleinewand vorlieb nehmen. Die Vorübergehenden bewunderten die Schönheit der beyden ersten Sclaven, über den letzten aber ergossen sie den beißendsten Spott, den dieser mit ruhigem, kaltblütigem Wesen erwiderte. Unter andern kam auch Xanthus, ein berühmter Lehrer der Weisheit zu Samos, mit mehrern Schülern auf den Markt, um da einen Knecht zu kaufen. Er fragte den Sänger: woher er wäre? Aus Kapadocien, war die Antwort. Und was er wohl zu leisten vermöge? Alles, versetz-

te der Sclave. Bey diesen Worten lachte Aesop, und als ihn einer der Schüler des Xanthus fragte, warum er gelacht habe? wies er ihn mit derben Worten ab. Der Weltweise fragte nun auch den andern Sclaven, was er für ein Landsmann sey? Ein Lydier, antwortete derselbe. Und welche Kenntnisse er besitze? Alle, entgegnete er. Darüber lachte Aesop abermahls. Abgeschreckt durch den für diese beyden Sclaven verlangten Preis, wollte Xanthus sich entfernen. Aber seine Schüler ermunterten ihn, den dritten zu kaufen. Davon wollte er, aus Rücksicht auf die Delicatesse seiner Frau, der ein solcher Unhold unmöglich gefallen würde, durchaus nichts hören; aber seine Schüler kauften nun den verachteten Aesop selber, und machten ihrem Lehrer damit ein Geschenk. Dieser erstaunte nicht wenig, als er den gekauften Sclaven sprechen hörte, über den reinen Vortrag desselben, und fragte ihn, woher er gebürtig sey? Das weiß ich nicht, antwortete jener, denn meine Mutter hat mir keine Sylbe davon gesagt. Darüber mußten die Schüler laut

auf lachen. Xanthus fragte ihn weiter, was er wohl zu leisten vermöge? — Nichts, war Aesops Antwort. Diese zwey da (indem er auf den Sänger und Sprachmeister hinwies), wissen ja alles. Was konnte mir wohl noch übrig bleiben? — Die Schüler erriethen nun, daß er über jene zwey Sclaven deßhalb gelacht, weil er es lächerlich gefunden habe, daß sie sich für Allwisser auszugeben, so unbescheiden waren. — Du bist wohl sehr witzig, sprach Xanthus, aber dabey so häßlich! — Ein Weiser, versetzte Aesop, sollte nicht auf den Körper, sondern auf den Geist sehen.

In dem Hause des Xanthus, den Aesop an wahrer Weisheit übertraf, wußte derselbe sich so geschickt und klug zu benehmen, daß, so abschreckend auch seine Gestalt war, er doch sowohl von der Hausfrau als dem Gesinde wohl gelitten wurde.

Um Gemüse einzukaufen, begab er sich eines Tages in Gesellschaft seines Gebiethers zu einem Gärtner, der von dem Weltweisen Xanthus eine sehr hohe Meinung hatte, und

diese Gelegenheit ergriff, ihn zu befragen, wie es wohl komme, daß die Feldblumen, die er in seinem Garten so sorgfältig pflege, dennoch nicht mit solcher Schnelligkeit und Ueppigkeit wüchsen als auf dem Felde? Dem Weltweisen kam diese Frage unerwartet, und er beantwortete sie bloß im Allgemeinen und auf eine ungenügende Weise. Aesop lachte darüber. Xanthus erfuhr die Ursache hievon, und sagte zum Gärtner, er möge über diesen Gegenstand seinen Sclaven befragen; der sey mit den Erscheinungen in der Natur und ihren Ursachen wohl vertraut. Obgleich der Gärtner von einer so mißgestalteten Figur nicht viel Kluges erwartete, so stellte er doch auch an ihn die obige Frage. Aesop gab auf dieselbe folgende Antwort: Ein Weib, das einen Witwer mit Kindern heirathet, wird, wenn sie selbst Mutter wird, ihre eignen Kinder mehr lieben und sorgfältiger pflegen als die ihr nicht so sehr am Herzen liegenden Stiefkinder. Also auch die Erde. Sie ist die Mutter aller Gewächse; aber jene Pflanzen, die sie selbst erzeugt, wird

sie besser nähren als hier diese Stiefpflanzen, die sie zu nähren und zu pflegen von dir gezwungen ist, und die sie ohne dein Zuthun nie hervorgebracht hätte. Siehst du es nun wohl ein, warum diese Pflanzen hier so langsam empor sprossen? Ich begreife es nun, antwortete der Gärtner. Also begnüge dich mit dem, was du hervorbringst, versetzte Aesop, und vergiß nicht, daß dein Treibhaus nicht Gottes Welt ist. — Der Gärtner reichte ihm zum Danke einige Früchte, und sprach, daß er, wenn er sonst welche zu haben wünschte, nur zu ihm kommen sollte; sein Garten stände ihm allezeit offen.

Eines Tages ward Xanthus von seinen Schülern zu Tische geladen, wohin ihn Aesop begleitete. Jener nahm Einiges von dem Zucker- und anderem Backwerk, das auf die Tafel kam, und übergab es dem letzteren, mit dem Auftrage, es seiner Treuesten zu überbringen. Aesop ging damit fort, setzte sich vor dem Hause seines Gebiethers nieder, und rief den Hauspudel, ein sehr drolliges und treues

Thier herbey. Die Frau des Hauses kam auch hinzu, und als sie den Sclaven fragte, was er mit dem Pudel wolle, antwortete Aesop: Ich will ihm hier das Naschwerk übergeben, daß ihm, als dem Treuesten, sein Herr geschickt hat; und mit diesen Worten gab er das Mitgebrachte dem Hunde. Die Frau fand darin eine Beleidigung für sich, und wurde über diese kränkende Zurücksetzung sehr ungehalten. Als Xanthus von dem Gastmahle zurückkam, fand er sie in Thränen, und wurde von ihr mit harten Vorwürfen bewillkommt. Undankbarer! rief sie aus, du setzest mich deinem Hunde nach! Wohlan, füttre deine Thiere nach Belieben, aber ich will von dir scheiden. Stelle mir meine Mitgift zurück, damit ich zu meinen Verwandten zurückkehre.

Der Philosoph wußte nicht, was das bedeuten sollte. Er untersuchte die Sache, und fragte Aesopen, wem er denn das Confect übergeben habe? — Herr, sprach dieser, du hast mir befohlen, es deiner Treuesten zu überbringen. Dieß ist auch wirklich geschehen. Dein

Pudel hat alles erhalten; denn in deinem Hause ist er gewiß der Treueste. Du magst ihn schelten, schlagen und fortjagen, er kehrt doch wieder zu dir zurück, und wird dir Böses mit Gutem vergelten.

Xanthus wußte nicht, ob er sich ärgern, oder lachen sollte. Er suchte seine Frau zu besänftigen; allein es halfen alle Vorstellungen nichts. Sie packte heimlich ihre Sachen zusammen, und begab sich zu ihren Aeltern. Darüber gerieth der Weltweise, dem an dem Wohlwollen seiner Schwiegerältern ungemein viel gelegen war, in die größte Verlegenheit. Aesop aber bath ihn, sich zu beruhigen. Herr, sprach er, ehe die Sonne zwey Mahl untergeht, soll deine Gemahlinn wieder in deinem Hause seyn.

Am folgenden Morgen ging Aesop auf den Markt, und kaufte Schinken, Geflügel und andere Sachen ein, die zu einem Gastmahle nöthig waren. Mit diesen Waaren ging er bey dem Hause vorüber, in welchem sich gegenwärtig seine Gebietherinn befand. Einer von den Hausleuten, der ihm begegnete, fragte ihn, was

die eingekauften Sachen zu bedeuten hätten. Sie sind zur Hochzeit bestimmt, versetzte Aesop. Weißt du denn noch nicht, daß die Frau meines Gebiethers ihn verlassen, und daß er sich deßhalb entschlossen hat, eine andere zu ehelichen? Heute noch ist Hochzeit. — Mit diesen Worten entfernte er sich. — Das Gehörte wurde sogleich der Frau des Weltweisen hinterbracht, und diese gerieth darüber in keinen kleinen Schrecken. Um die bevorstehende vermeintliche Heirath zu vereiteln, kehrte sie schnell in das Haus ihres Gemahls zurück. Sie machte ihm abermahls Vorwürfe — aber sein Haus verließ sie nicht wieder.

Für den folgenden Tag wurden von Xanthus seine Schüler zu einem Gastmahle eingeladen, und Aesop bekam den Auftrag, den Gästen das Beste vorzusetzen. Sehr wohl! versetzte er, und eilte nach dem Markte, um einzukaufen. Am folgenden Tage kamen nun sechs Gerichte auf die Tafel, aber jedes derselben bestand aus Zungen. Xanthus ließ den Aesop kommen, und fragte ihn um die

Ursache davon. Herr, sprach der letztere, ich habe gethan, was du befohlen hast. Das Beste sollte ich auftischen, sagtest du, nun kenne ich aber in der ganzen Welt nichts Besseres als die Zunge. Mit ihr werden alle Wissenschaften gelehrt, Geschenke versprochen, gegrüßt, gesegnet, gebethet, gesungen; sie kettet die Menschen, die Freunde, die Ehegatten aneinander; durch sie werden die meisten Geschäfte abgethan, und ohne sie wäre der Mensch nicht Mensch; mit Einem Wort, sie ist das schönste, edelste Geschenk der Natur, und daher glaubte ich nicht unrecht zu thun, wenn ich so weisen Männern, wie du und deine Gäste sind, eine solche Speise auftrug.

Die Schüler lachten über diese Vertheidigung; Xanthus aber war ungehalten auf seinen Sclaven, bath jene auch für den folgenden Tag zu Gaste, und trug Aesopen auf, morgen das Schlechteste auf den Tisch zu bringen, wenn er der Züchtigung, die er schon jetzt verdiente, entgehen wolle.

Als am darauf folgenden Tage die Gäste beysammen waren und sich gelagert hatten, brachte Aesop wieder eine Zungensuppe, frische Zungen, geräucherte Zungen, Zungen in einer Honigbrühe, geröstete Zungen, kurz, nichts als Zungen und Zungen auf die Tafel.

Mensch! rief Xanthus voll Aerger und Zorn, bist du rasend mit deinen Zungen!

Herr, versetzte Aesop ganz gleichmüthig, hast du mir nicht befohlen, heute das Schlechteste aufzutragen? Ich frage nun, kann es wohl etwas Aergeres und Schlechteres geben als Zungen? Mit der Zunge lügt, verkleinert, verleumdet, verwünscht, schmäht, lästert und flucht man. Die Zunge ist es, die andere verführt, falsche Eide schwört, das Vertrauen unter den Menschen untergräbt, die Ruhe der Staaten stört, alle gesellschaftlichen Bande der Menschheit auflöst, kurz, die alles Uebel anrichtet, das unter der Sonne geschieht. — Xanthus mußte sich damit zufrieden stellen.

Aesops Knechtschaft endete auf eine sonderbare Weise. Man erzählt nehmlich, ein Ad-

ler habe das Staatssiegel von Samos davon getragen, und endlich in den Schooß eines Sclaven fallen lassen; man habe dieß für eine üble Vorbedeutung gehalten, und den Xanthus, den man für den Weisesten der Stadt gehalten, um Aufschluß darüber gebethen; dieser, der sich nie mit der Weissagekunst abgegeben, sey dadurch in Verlegenheit gerathen, aus welcher ihn Aesop durch das Anerbiethen, die ganze Sache auf sich zu nehmen, gerissen habe. Am folgenden Tage sey dieser vor einer zahlreichen Volksversammlung auf die Bühne gestiegen, von der Menge aber, wegen seiner Mißgestalt, ausgelacht worden. Dieß habe ihn jedoch keinen Augenblick aus seiner Fassung gebracht. Warum, ihr Samier, verspottet ihr — habe er ausgerufen — einen Menschen, dessen Geist ihr noch nicht erforscht habt? Belehrung erwartet ihr doch nicht von seiner äußerlichen Hülle, sondern von dem, was unter derselben verborgen liegt. — Alles wurde ruhig. — Jetzt fuhr Aesop fort: Mit Vergnügen würde ich eurem Wunsche entsprechen und die wichtige Frage be-

antworten, die ihr an den weisen Xanthus gethan habt. Aber ich bin ein Sclave, und jede Auflösung eurer Aufgabe ist in diesem Zustande gefährlich für mich. Löse ich sie glücklich auf, so ziehe ich mir die Mißgunst und die Feindschaft meines Gebiethers zu, der an diesem Orte keinen Weiseren als sich selbst anerkennen will. Bin ich mit der Auflösung nicht glücklich, so wird er gleichfalls ungehalten auf mich werden, und mich züchtigen. Wollet ihr daher, daß ich in dieser Sache mit Muth und Unbefangenheit auftrete, so wirket mir zuvor meine Freyheit aus, damit ich im Stande sey, als freyer Mann zu freyen Männern zu sprechen.

Xanthus wurde nun von den Samiern gebethen, seinen Sclaven freyzusprechen, und als er sich dessen weigerte, erklärte der Prätor der Stadt, er würde Aesopen im Nahmen des Volkes frey lassen, wenn es Xanthus nicht thun wollte. Dieser gab nun nach, und Aesop ward für frey erklärt. Nun erklärte er der Volksversammlung, der Adler bedeute einen König, der ihnen ihre Freyheit rauben wolle,

weil er das Siegel der freyen Stadt in den Schooß eines Sclaven geworfen habe. Voll banger Besorgnisse ging das Volk auseinander. Nach wenigen Tagen erschienen die Gesandten des Lydischen Königes Krösus, und forderten von den Samiern Unterwerfung und einen ungeheuern Tribut.

Die Samier berathschlagten nun, ob sie zwischen Krieg und Frieden, oder, was hier eines und dasselbe war, zwischen Freyheit und Sclaverey wählen sollten, und zogen dabey auch den freygewordenen Aesop zu Rathe. Dieser stimmte für das Erstere, und die Samier wählten den Krieg. Krösus wollte sie ungesäumt überfallen. Aber seine Gesandten riethen ihm, ehe er dieß thäte, von den Samiern die Auslieferung von Aesop zu verlangen, weil, so lange dieser ihr Rathgeber wäre, an keinen Sieg zu denken sey. Der König ließ nun wirklich durch diese Gesandten den Samiern den Frieden anbiethen, wenn sie ihm Aesopen auslieferten. Froh, um einen so leichten Preis den Frieden zu erkaufen, willigten sie in diese

Bedingung ohne Bedenken ein. Aesop trat nun in der Versammlung auf, und sprach Folgendes: Bürger von Samos! ich vernehme, daß ihr entschlossen seyd, mich dem Könige von Lydien, eurem Feinde, zu überliefern. Dagegen habe ich nichts einzuwenden; nur bitte ich euch, daß ihr euch wohl merket, was ich euch nun erzähle: Zu jener Zeit, wo noch die Thiere, so wie die Menschen, mit einander sprachen, erklärten die Wölfe den Schafen den Krieg. Tapfer kämpften die Hunde für die letzteren, und wehrten die Wölfe von den Heerden ab. Jenen behagte dieses nicht. Sie ließen daher durch eigene Gesandten den Schafen den Frieden anbiethen, falls sie ihnen die Hunde ausliefern wollten. Damit waren die Schafköpfe wohl zufrieden, und lieferten die Hunde aus. Nun wurden diese, aber bald darauf auch die Schafe von den Wölfen zerrissen.

Die Bedeutung dieser Fabel entging den Samiern nicht, und sie erklärten, Aesop sollte nun nicht ausgeliefert werden. Aber er bestand darauf, und segelte mit den Gesandten

des Königs von Lydien ab. Als dieser den kleinen, häßlich gestalteten Mann erblickte, verdroß es ihn, daß ein solcher Mensch seinen Absichten im Wege stand. Aesop merkte dieß zwar, ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern hob an, mit aller Unbefangenheit und voll Muth also zu sprechen: Mächtiger König, nicht den Samiern, sondern mir selbst mußt du es zuschreiben, daß ich vor dir stehe. Ich kam jedoch bloß hierher, um dir folgendes Mährchen zu erzählen: Ein Landmann, dem eine Menge von Heuschrecken die Aecker gräulich verwüstet und ihm um die gehoffte Ernte gebracht hatte, zog gegen sie zu Felde, und verbrannte im Zorne alle, deren er habhaft wurde. Mit diesen Räubern fing er einmahl auch einen kleinen Grashüpfer, und wollte ihn, so wie jene, zum Tode verurtheilen. Der Arme sprach nun in seiner Herzensangst zu dem Landmanne: Ich habe gegen deine Aecker und gegen deine Ernte nichts verbrochen, vielmehr ermunterte ich fröhlich hüpfend und singend deine Schnitter zur Arbeit. Verbrenne mich daher

nicht mit den Räubern. Oder kann dich wohl irgend etwas, außer meiner Stimme, gegen mich aufbringen? Der Landmann, überzeugt von der Schuldlosigkeit des Thieres, ließ es unverletzt forthüpfen. Könntest du wohl, o König, weniger gerecht handeln?

Krösus, gerührt durch diese Erzählung, schenkte Aesopen das Leben, und forderte ihn auf, sich eine Gnade auszubitten. Aesop bath sich nun die Freyheit seiner Mitbürger aus. Diese Bitte gewährte ihm der König, und entließ ihn zu den Samiern mit einer schriftlichen Versicherung seiner Freundschaft. Mit Siegesgepränge ward er zu Samos empfangen. Von nun an zog er von einem Fürsten zum andern, und half ihnen die schwierigen Fragen auflösen, die sie, nach damahliger Sitte, einander zusandten. Am längsten hielt er sich zu Babylon und an dem Egyptischen Hofe auf, erwarb sich überall Ruhm, hatte aber auch oft mit Hofkabalen und besonders mit dem Undanke und der Boßheit seines Ziehsohnes Ennus zu kämpfen.

Das Orakel zu Delphi stand gerade in einem grossen Rufe, und Aesop entschloss sich, nach Griechenland zu reisen, um die Weisen, die in der Nähe des Orakels lebten, näher kennen zu lernen. Sie hörten ihn zwar an, aber ihre Eigenliebe gestattete es ihnen nicht, ihm den verdienten Beyfall zu zollen. Diess veranlaßte ihn, sie mit einem weit auf dem Meere schwimmenden Brete zu vergleichen. In der Ferne, sprach er, ist man geneigt, es für einen Schatz zu halten, kommt es uns aber näher, so wird man seinen Irrthum gewahr. So hat mich euer Ruf in der Ferne betrogen; seitdem ich euch näher kenne, ist meine Achtung gegen euch dahin.

Aesop verdarb es hiedurch mit den Delphiern ganz, und ihr Unwille gegen ihn ging so weit, daß sie seinen Tod beschlossen. Geschickt wußten sie eine goldene Schale aus dem Tempel des Apoll unter sein Gepäcke zu bringen, und ließen ihn abreisen. Aber kaum hatte er sich eine Meile weit von der Stadt entfernt, so bemächtigten sich nachgeschickte Hä-

scher seiner Person, durchsuchten seine Sachen, fanden das goldene Gefäß, und brachten ihn nach Delphi zurück, wo er als Tempelräuber zum Felsensturze verurtheilt wurde. Kurz vor seinem Tode erzählte er seinen Feinden und Mördern noch folgende zwey Fabeln:

Eine Maus schloß einmahl mit einem Frosche einen Freundschaftsbund. Sie führte ihn in eine reiche Speisekammer und bewirthete ihn köstlich. Der Frosch, der das Glück der Maus beneidete, sann nun darauf, sie zu vertilgen. Er lud deßhalb auch sie einmahl in seine Pfütze zu einem großen Gastmahle ein, die er auf einer kleinen Insel bereitet zu haben vorgab. Um sie, wie er sagte, gegen das Ertrinken zu schützen, band er sie mit einem Faden an seinen Fuß. Die Maus folgte dem Häuchler bis in die Mitte des Gewässers. Hier senkte der falsche Frosch sich auf den Boden, und zog dadurch auch die Maus in die Fluthen, wo sie sogleich ertrank. Allein diese schändliche Verletzung der Gastfreundschaft ließen die Götter nicht ungerächt. Das Wasser hob die todte Maus auf die

Oberfläche, ein Geyer, der in der Nähe war, erblickte sie, schoß auf sie hinab, zog mit ihr zugleich den angebundenen Frosch aus der Pfütze, und verzehrte beyde zugleich. So werde auch ich, sprach Aesop, meinen Rächer finden; denn Griechenland und Babylon werden mein Blut von euren Händen fordern.

Er fand Mittel, sich in den Tempel des Apollo, der den Verbrechern als Freystätte offen stand, zu flüchten. Aber auch von dieser heiligen Stätte wurde er auf den Felsen geschleppt. Als er bereits dem Sturze nahe war, fragte ihn einer der Umstehenden, warum er so niedergeschlagen wäre. Grausamer, antwortete er, du kannst noch so fragen? Ein ehrlicher Bauersmann, der auf seinem Dorfe ein hohes Alter erreicht hatte, wünschte vor seinem Tode noch die Stadt zu sehen, und bath seine Hausleute, ihn dahin zu fahren. Keiner wollte dieß thun. Sie spannten ihm bloß ein Paar Esel an, und nöthigten ihn, das Fuhrwerk selbst zu leiten. Auf dem Wege überfiel ihn ein entsetzlicher Sturm, die Esel wichen vom Wege ab, und zo-

gen ihn auf eine steile Felsenwand. Ehe er noch von derselben herabstürzte, rief er klagend aus: Ihr Götter, was habe ich verbrochen, daß ich nicht einmahl durch muthige Pferde, sondern durch diese elenden Esel mein Leben endigen muß? So klage auch ich mit Recht, daß ich durch euch, ihr Elenden, den Tod erdulden muß!

Die Delphier wurden durch diese Rede noch mehr empört, drangen noch hastiger auf ihn ein, und stürzten den unglücklichen Aesop in den Abgrund hinab. Bald darauf wüthete die Pest zu Delphi, und das Orakel erklärte, nur durch Sühnopfer, die man dem beleidigten Geiste Aesops darbrächte, wären die erzürnten Götter zu besänftigen. Der Ruf von seiner Ermordung erscholl bald durch ganz Griechenland. Die mächtigsten Staaten schickten Gesandte nach Delphi, um seine Mörder auszuforschen. Diese wurden mit dem Tode bestraft, und von dem Betrage ihrer Güter dem Gemordeten eine prächtige Ehrensäule errichtet.

II.

Einige Aussprüche des weisen Salomon.

Der Herr gibt Weisheit, und aus seinem Munde kommt Erkenntniß und Verstand.

Laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben, und neige dein Herz mit Fleiß zu ihr.

Dünke dich nicht, weise zu seyn, sondern fürchte den Herrn, und weiche vom Bösen.

Mein Kind, verwirf die Zucht des Herrn nicht, und sey nicht ungeduldig über seine Strafe. Denn welchen der Herr liebet, den strafet er, und hat Wohlgefallen an ihm, wie ein Vater am Sohne.

Wohl dem Menschen, der Weisheit findet. Sie ist edler denn Perlen, und alles, was du wünschen magst, ist ihr nicht zu vergleichen. Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand, zu ihrer Linken ist Reichthum und Ehre. Ihre We-

ge sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede. Sie ist ein Baum des Lebens allen, die sie ergreifen, und selig, die sie fest halten.

Der Herr hat die Erde durch Weisheit gegründet, und durch seinen Rath die Himmel bereitet. Durch seine Weisheit sind die Tiefen zertheilet, und die Wolken mit Thau triefend gemacht.

Komm nicht auf der Gottlosen Pfad, und tritt nicht auf den Weg der Bösen. Denn sie schlafen nicht, sie haben denn übel gethan, und sie ruhen nicht, sie haben denn Schaden gethan. Sie nähren sich von gottlosem Brot, und trinken vom Wein des Frevels.

Der Gerechten Pfad glänzet wie ein Licht, das da fortgehet, und leuchtet bis auf den vollen Tag. Der Gottlosen Weg aber ist wie Dunkel, und sie wissen nicht, wo sie fallen werden.

Mein Kind, bewahre die Gebothe deines Vaters, und laß nicht fahren das Gesetz deiner Mutter. Binde sie zusammen auf dein Herz allewege, und hänge sie an deinen Hals, wenn du gehest, daß sie dich geleiten, wenn du dich

legest, daß sie dich bewahren, wenn du aufwachest, daß sie dein Gespräch seyen.

Strafest du den Spötter, so hasset er dich, strafest du den Weisen, so wird er dich lieben.

Der Weisheit Anfang ist des Herrn Furcht, und der Verstand lehret, was heilig ist.

Ein weiser Sohn ist seines Vaters Freude; aber ein thörichter Sohn ist seiner Mutter Gram.

Unrecht Gut hilft nicht; aber Gerechtigkeit errettet vom Tode.

Lässige Hand machet arm; aber der Fleißigen Hand macht reich.

Wer im Sommer sammelt, der ist klug; wer aber in der Ernte schläft, wird zu Schanden.

Das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen; aber der Gottlosen Nahme wird verwesen.

Auf den Lippen des Verständigen findet man Weisheit; aber auf den Rücken des Narren gehört eine Ruthe.

Des Gerechten Zunge ist köstliches Silber; aber der Gottlosen Herz ist nichts.

Der Gottlose ist wie ein Wetter, das vorüber gehet, und nicht mehr ist; der Gerechte aber bestehet ewiglich.

Falsche Wage ist dem Herrn ein Gräuel.

Wo Stolz ist, da ist auch Schmach; aber Weisheit ist bey dem Demüthigen.

Ein Verleumder verräth, was er heimlich weiß; aber wer eines getreuen Herzens ist, verbirgt dasselbe.

Wer Korn inne hält, dem fluchen die Leute; aber Segen kommt über den, der es verkauft.

Wer sich auf seinen Reichthum verläßt, der wird untergehen; aber die Gerechten werden grünen wie ein Blatt.

Wer fromm ist, der erhält Trost von dem Herrn; aber ein Ruchloser verdammet sich selbst.

Ein gottloses Wesen fördert den Menschen nicht; aber die Wurzel der Gerechten wird bleiben.

Der Gottlosen Predigt richtet Blutvergießen an; aber der Frommen Mund errettet.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes; aber das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig.

Wer wahrhaftig ist, der sagt frey, was recht ist.

Wer unvorsichtig herausfährt, sticht wie ein Schwert; aber die Zunge der Weisen ist heilsam.

Wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich; aber die falsche Zunge bestehet nicht lange.

Die, so Böses rathen, betrügen; aber die zum Frieden rathen, machen Freunde.

Falsche Mäuler sind dem Herrn ein Gräuel; die aber treulich handeln, gefallen ihm wohl.

Sorge im Herzen kränket; aber ein freundliches Wort erfreuet.

Auf dem rechten Wege ist Leben, und auf dem gebahnten Pfade ist kein Tod.

Mancher ist arm bey großem Gut, und mancher ist reich bey seiner Armuth.

Die Lehre des Weisen ist eine lebendige Quelle, zu meiden die Stricke des Todes.

Wer mit den Weisen umgehet, der wird weise; wer aber der Narren Geselle ist, der wird Unglück haben.

Gehe von dem Narren, denn du lernest nichts von ihm.

Wo man arbeitet, da ist genug; wo man aber bloß mit Worten umgehet, da ist Mangel.

Wer geduldig ist, der ist weise; wer aber ungeduldig ist, der offenbaret seine Thorheit.

Ein gütiges Herz ist des Leibes Leben; aber Neid ist Eiter in Beinen.

Wer dem Geringen Gewalt thut, der lästert dessen Schöpfer; aber wer sich des Armen erbarmet, der ehret Gott.

Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben.

Eine gelinde Antwort stillet den Zorn; aber ein hart Wort richtet Grimm an.

Es ist besser etwas Weniges mit der Furcht des Herrn, denn ein grosser Schatz, darin Unruhe ist.

Es ist besser ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemästeter Ochs mit Haß.

Ein zorniger Mensch richtet Hader an; ein geduldiger aber stillet allen Zank.

Der Weg des Faulen ist dornicht; aber der Weg der Frommen ist wohl gebahnt.

Es ist besser wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommen mit Unrecht.

Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe.

Nimm an die Weisheit, denn sie ist besser als Gold, und Verstand haben, ist edler, denn Silber.

Die Reden des Freundlichen sind Honigseim, trösten die Seele, und erfrischen die Gebeine.

Graue Haare sind eine Krone der Ehren, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden werden.

Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker, und wer seines Muthes Herr ist, ist besser, als der, der Städte gewinnt.

Wie das Feuer das Silber, und wie der Ofen das Gold, also prüfet der Herr die Herzen.

Es ist besser einem Bären begegnen, dem die Jungen geraubt sind, denn einem Narren in seiner Narrheit.

Wer Gutes mit Bösem vergilt, von dessen Hause wird Böses nicht lassen.

Wenn einer zu Grunde gehen soll, wird sein Herz zuvor stolz, und ehe man zu Ehren kommt, muß man zuvor leiden.

Ein treuer Freund liebt mehr und stehet fester bey, denn ein Bruder.

Die Ungnade des Königs ist wie das Brüllen eines jungen Löwen; aber seine Gnade ist wie Thau auf dem Grase.

Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten.

Der Wein macht lose Leute, und starkes Getränk macht wild; wer dazu Lust hat, wird nimmer weise.

Liebe den Schlaf nicht, daß du nicht arm werdest; laß deine Augen wacker seyn, so wirst du Brots genug haben.

Das gestohlne Brot schmeckt jedermann wohl; aber hernach wird ihm der Mund voll Kieslinge werden.

Wer seinen Vater und seine Mutter flucht, deß Leuchte wird verlöschen mitten in der Finsterniß.

Fromm und wahrhaftig seyn, behüthet den König, und sein Thron bestehet durch Frömmigkeit.

Wohl und recht thun, ist dem Herrn lieber denn Opfer.

Es ist besser wohnen im Winkel auf dem Dach, denn mit einem zänkischen Weibe in einem Hause beysammen.

Wer seinen Mund und seine Zunge bewahret, der bewahret seine Seele vor Angst.

Rosse werden zum Streittage bereitet; aber der Sieg kommt vom Herrn.

Das Gerücht ist köstlicher, denn großer Reichthum, und Gunst besser, denn Silber und Gold.

Reiche und Arme müssen unter einander seyn; der Herr hat sie alle gemacht.

Wo man leidet in des Herrn Furcht, das ist Reichthum, Ehre und Leben.

Stacheln und Stricke sind auf dem Wege des Verkehrten; wer aber sich davon entfernet, bewahret sein Leben.

Iß nicht Brot bey einem Neidischen, und wünsche dir seine Speise nicht. Denn wie ein Gespenst ist er inwendig. Er spricht: Iß und trink, und sein Herz hängt doch nicht an dir.

Wer ihm selbst schadet, den heißt man billig einen Erzbösewicht.

Der ist nicht stark, der in der Noth nicht fest ist.

Ein Wort geredet zu seiner Zeit, ist wie goldne Aepfel in silbernen Schalen.

Wie einem Krüppel das Tanzen, also stehet dem Narren an, von Weisheit zu reden.

Wer einem Narren Ehre anthut, das ist, als wenn einer einen Edelstein auf einen Rabenstein würfe.

Ein Spruch in eines Narren Munde ist wie ein Dornzweig, der in eines Trunkenen Hand sticht.

Wer eine Grube macht, der wird darein fallen, und wer einen Stein wälzet, auf den wird er kommen.

Rühme dich nicht des morgenden Tages; denn du weißt nicht, was heute sich begeben mag.

Wenn du den Narren im Mörser zerstößest mit dem Stampfe, wie Grütze, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm.

Der Gottlose fliehet, und niemand jaget ihn; der Gerechte aber ist getrost wie ein junger Löwe.

Es ist alles ganz eitel.

Es ist alles Thun so voll Mühe, daß es niemand aussprechen kann. Das Auge siehet sich nimmer satt, und das Ohr hört sich nimmer satt.

Was ists, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man nachher wieder thun wird. Es geschiehet nichts Neues unter der Sonne.

Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschiehet, und, siehe! es war alles eitel und Jammer.

Ein jegliches Ding hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde.

Alles fähret an einen Ort; es ist alles von Staub gemacht, und wird wieder zu Staub.

Es ist besser, eine Hand voll mit Ruhe, denn beyde Fäuste voll mit Mühe und Jammer.

Wo viel Sorge ist, da kommen Träume, und wo viele Worte sind, da höret man den Narren.

Es ist besser, du gelobest nichts, denn daß du nicht hältst, was du gelobest.

Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß, er habe wenig oder viel gegessen; aber die Fülle des Reichen läßt ihn nicht schlafen.

Es ist trauern besser, denn lachen; denn durch Trauer wird das Herz gebessert. Das Herz der Weisen ist im Klaghause, das Herz der Narren im Hause der Freude.

Es ist besser zu hören das Schelten des Weisen, als zu hören den Gesang der Narren.

Am guten Tage sey guter Dinge, und den bösen Tag nimm auch für gut; denn diesen schaffet Gott neben jenem, daß der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist.

Ob ein Sünder hundertmahl Böses thut, und doch lange lebet: so weiß ich doch, daß es wohl gehen wird denen, die Gott fürchten und sein Angesicht scheuen.

Alles, was dir vorkommt, zu thun, das thue frisch.

Ich wandte mich und sahe, wie es unter der Sonne zugehet, daß zum Laufen nicht hilft, schnell seyn, zum Streit hilft nicht, stark seyn, zur Nahrung hilft nicht, geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht, klug seyn, daß einer angenehm sey, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne; sondern alles liegt an der Zeit und am Glück.

Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen, sie gefallen mir nicht!

Der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.

Laßt uns die Hauptsumme aller Lehre hören: Fürchte Gott, und halte seine Gebothe; denn dieß gehöret allen Menschen zu. Denn Gott wird alles vor Gericht bringen, was verborgen ist, es sey gut oder böse.

III.

Orakel.

Einen großen Theil des Griechischen Religionswesens machten die Orakelsprüche aus. Das Wort Orakel wird bald für den Göttersprüch selbst genommen, bald für den Ort, wo derselbe ertheilt wurde.

Die Entstehung der Göttersprüche und Wahrsager fällt in das höchste Alterthum, jenseit aller Geschichte, in die Zeiten, wo der Mensch noch ganz als ungebildetes Naturkind lebte. Man kann daher nur Vermuthungen darüber äußern. Jede Erscheinung, deren Ursache der sich noch im Zustande der Rohheit befindende Mensch nicht entdecken kann, ist ihm unmittelbare Wirkung seiner Götter oder Dämonen; andere, z. B. Träume, gewisse Handlungen der

Thiere, hält er für Vorbedeutungen, und schreibt ihnen einen entscheidenden Einfluß auf nachherige Begebenheiten zu. Die Götter bestimmen das Schicksal einzelner Menschen; von ihnen hat der Mensch alles Große und Gute, jedes vorzügliche Talent, alle Kunst und Klugheit; von ihnen hängt das Wohl und Wehe der Völker, Krieg, Frieden, Wohlstand und Ungemach Segen und Plage ab. Zeichnet sich einer aus ihrer Mitte durch Beredsamkeit, Erfahrung und Klugheit aus, ertheilt er ihnen in Gefahren und Verlegenheiten guten Rath, oder wagt er es gar, auffallende Erscheinungen zu deuten, Träume auszulegen und ahndungsvolle Blicke in die Zukunft zu thun: so halten sie ihn für einen Vertrauten der Gottheit, und glauben ihn vom göttlichen Geiste beseelt. Solche Männer hielten sich für Werkzeuge der Gottheit, und glaubten, ohne täuschen zu wollen, eine göttliche Kraft wirke in ihnen und durch sie. Dergleichen begeisterte Männer gab es in Griechenland viele, und sie spielten eine bedeutende Rolle. Man befragte sie bey der Wahl eines Fürsten;

sie schlichteten Streitigkeiten, und hielten von Gewaltthätigkeiten zurück, heilten Krankheiten, legten Träume aus u. d. m.

Doch bald beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Orakel. Man fing an, und zwar auch schon in den frühesten Zeiten, den Göttern ganz besondere Plätze zu weihen, und ihnen hier kleine Tempel zu erbauen. Auf diesen durch die nähere Gegenwart der Gottheit geheiligten Plätzen ertheilte dieselbe auch ihre Aussprüche auf eine besonders feyerliche und geheimnißvolle Art, und so entstanden die Orakel im eigentlichen Sinne, d. h. an gewisse bestimmte Orte gebundene Göttersprüche. — Auf den Stellen, wo heilige und begeisterte Männer gelebt und gewirkt hatten, wurden oft ihnen und der Gottheit zu Ehren, deren Einflusse sie ihre Aussprüche zuschrieben, Kapellen gebaut, und die Priester derselben wurden von den benachbarten Völkerstämmen, und bey steigendem Ruhme auch von entfernteren befragt. So scheinen nach und nach die Orakel in ihrer späteren Gestalt entstanden zu seyn.

Diese durch Zufall entstandenen, nachher mit Absicht erhaltenen Institute waren von unläugbarem Nutzen für die Cultur und das Glück der Völker. Sie schlichteten Streitigkeiten zwischen Privatpersonen und ganzen Völkern. Sie ertheilten guten Rath, wenn Familien um Wohnsitze verlegen waren. In verwickelten Lagen und wichtigen Angelegenheiten gaben sie gute Anschläge. Ihr Ansehen unterstützte die neuen Einrichtungen der Griechischen Gesetzgeber, welche ohne diesen vorgeblich göttlichen Beystand niemahls die halsstarrige, an ihrer alten Verfassung hängende Menge von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit ihrer Abänderungen würden haben überzeugen können. Beyspiele davon sind unter andern auch Lykurg und Solon. In den Orakeltempeln endlich legten die Weisen der Nation ihre schönsten Aussprüche nieder, welche dann zum Theil als Götteraussprüche den Fragenden mitgetheilt, zum Theil in und vor den Tempeln auf Tafeln aufgestellt, und so bekannter und wirksamer für das Volk wurden. — Aus allem diesen erhellet,

daß die Orakel nicht sowohl wahrsagten, als vielmehr durch Rath, Belehrung und moralische Aussprüche für Menschen- und Staatenwohl als sehr wohlthätige Anstalten wirkten. Auch lehrt uns die Geschichte, daß viele Orakel erst hinterher als Wahrsagungen gedeutet worden sind, welche sie keinesweges seyn sollten.

Eine neue Epoche der Orakel fällt in die Zeit, wo sie zu betrügen, oder betrogen und bestochen zu werden anfingen. Dieser Zeitpunct läßt sich aber weder genau bestimmen, noch gilt die Behauptung von allen Orakeln auf gleiche Art, sondern eigentlich nur von einzelnen Vorstehern derselben, bis es späterhin bey allen Orakeln allgemein herrschend ward.

Wie es kam, daß die Orakel sich noch Jahrhunderte lang in Ansehen erhalten konnten, als ihre Kunst schon lange von einsichtsvollen Männern aufgedeckt und auf der Schaubühne verspottet worden waren, ist nicht allzuschwer zu beantworten. Der gemeine Mann hing mit ganzer Seele an diesem Aberglauben, die Vornehmen aber waren dabey interessirt, den großen

Haufen in seinem Aberglauben zu erhalten. Die Anhänglichkeit an die Götteraussprüche erbte von einem Geschlechte auf das andere fort, und trafen zufällig bisweilen einige Prophezeihungen ein, so erhielt der Volksglaube neue, auf lange Zeit unerschütterliche Stützen. Nur an gewissen Tagen wurde gestattet, das Orakel zu befragen, und diese Einrichtung trug auch zur Vermehrung des Ansehens derselben vieles bey.

Die vornehmsten Gottheiten, welche Orakelsprüche ertheilten, waren Jupiter und Apollo; außerdem wurden sie auch von verstorbenen Heroen und Wahrsagern bey ihren Gräbern ertheilt. Das Ertheilen geschah theils durch die Priester, theils durch die Götter selbst, entweder durch Träume oder Loose. An einigen Orten fanden beyde Arten zugleich Statt, z. B. bey dem Orakel des Trophonius. Hier wurden die Fragen erst durch einen Traum beantwortet, und wenn dieser zu dunkel war, wurde der Sinn desselben durch gewisse dazu bestellte Priester ausgelegt. Die berühmtesten Orakel der Griechen waren die

zu Delphi und in Delos. Da die meisten Aussprüche derselben vieldeutig waren: so konnte man in ihnen gewöhnlich alles finden, was man wollte, und welches auch immer der Erfolg derselben seyn mochte, so konnte man doch fast immer in ihnen eine Beziehung auf denselben entdecken.

IV.

Alfreds Trennung von seinem Sohne.

(Von Salzmann).

Hier, mein lieber Sohn, ist der Platz, wo wir uns trennen müssen. Lebe wohl, und bleib' der Tugend treu! Bisher habe ich immer an dir als Vater gehandelt, und werde es ferner thun. Das glaubst du doch?

Sohn. Und warum sollte ich dir es nicht glauben? du hast mir ja von deiner Vaterliebe Beweise genug gegeben.

Alfred. Aber du hast mich ja noch nie gesehen; nur die Hülle, die mich umgibt, und durch welche ich wirkte, war dir sichtbar.

Sohn. Aber diese Wirkungen, die ich empfand, waren doch Wirkungen der Vaterliebe; wenn diese da sind, wie könnte ich an der

Vaterliebe, wie an dem Daseyn des Vaters zweifeln?

Alfred. Ich weiß nicht, ob ich dich nicht jetzt zum letzten Mahle umarme.

Sohn. O Vater! mache mich nicht traurig.

Alfred. Ich sage es dir nicht, um dich traurig zu machen. Lange wird mein Aufenthalt auf der Erde aber doch nicht dauern. Ich muß dich daran erinnern, damit du auf die Trennung gefaßt bist. Wisse also, daß ich nur Mittelsperson war, durch welche dir ein höherer Vater seine Vaterliebe zufließen ließ. Der geheimnißvolle Bau deines Körpers, dein Vermögen zu denken, zu handeln, das Gute zu wollen, ist nicht mein Werk. Ich gab dir eine gute Erziehung, weil ich glaubte, daß dieß der Wille dessen sey, der dich mir schenkte. Wenn ich also nicht mehr bey dir bin, so weißt du doch, an wen du dich halten sollst.

Sohn. Bester Vater, bleibe noch lange bey mir!

Alfred. Ich bleibe so lange bey dir, als es mir dein rechter Vater erlaubt. Wenn dieser aber mich abruft, dann muß ich folgen, und du weißt, an wen du dich zu halten hast.

Sohn. Aber wie soll ich ihn finden?

Alfred. Wie mich.

Sohn. Wie dich? wie kann ich das? Dich sehe ich; ich weiß den Platz, wo ich dich finden kann —

Alfred. Du siehst mich nicht deutlicher, als du deinen wahren Vater sehen kannst. Mich umhüllt dieser Körper, jenen die Natur; mich lerntest du aus meinem Wirken kennen; beobachte die Wirkungen der Natur: so wirst du mit jenem auch bekannt werden. Du weißt, wo du mich finden kannst. — Weißt du nicht, wo du deinen rechten Vater suchen sollst? Er ist allenthalben, und läßt sich allenthalben finden, wo du ihn suchest.

Sohn. Wie soll ich ihn denn aber suchen?

Alfrd. Die Frage kommt doch vom Herzen?

Sohn. Wie kannst du daran zweifeln, bester Vater!

Alfred. Wohlan, so merke auf! ich will dich lehren, wie du deinen wahren Vater finden kannst. Zuerst sey immer reines Herzens. Erlaube dir keine Falschheit, laß keine unedle Neigung bey dir herrschend werden! Handle immer so, daß du dir von deinen geheimsten Handlungen Rechenschaft geben kannst; so handle, daß, wenn Gott dir erschiene, du getrost vor ihn treten und sagen könntest: Durchschaue, Vater, mein Herz! du wirst es unvollkommen, fehlerhaft finden; aber du wirst auch wahrnehmen, daß ich ohne Falsch, daß ich rechtschaffen bin, und meiner Fehler loszuwerden mich bestrebe.

Bist du erst reines Herzens, dann wird es dir Freude machen, wenn du daran denkst, daß du einen Zeugen deiner geheimsten Handlungen hast. Du wirst ihn suchen, wie mich, wenn du einen Tag lang recht gut gewesen warst. Du wirst gern an ihn denken, und dich mit ihm unterhalten. Du wirst ihn schauen, so wie ein

Geist geschaut werden kann, und also die Seligkeit geniessen, die denen bestimmt ist, die reines Herzens sind.

Du hast doch von den Wirkungen der Natur gehört? Gewöhne dich, sie als Wirkungen deines Vaters zu betrachten. Wenn du dein Tagewerk geendigt hast, und Erhohlung suchst — suche sie nicht immer in Gesellschaft, nicht am Spieltische, mehrentheils in der Natur! Verweile bey jedem Gegenstande, der deine Aufmerksamkeit auf sich zieht, es sey der Sonnen-Untergang oder der Mondes-Aufgang, die Thätigkeit eines Ameisenhaufens oder eine Spinne. Allenthalben wirst du Absichten und gutgewählte Mittel, sie zu erreichen, bemerken, und oft mit süßer Rührung an den ersten Urheber dieser weisen Einrichtungen denken.

Sohn. Ich danke, Vater, für deinen Rath. Schon habe ich so etwas empfunden, als ich einmahl Sonntags einige Studen lang die Arbeit der Ameisen beobachtete.

Alfred. Das ist mir lieb. Aber noch Eins muß ich dir sagen. Du bist mein guter

Sohn. Immer bist du es aber nicht gewesen. Ich weiß, daß dein Herz bisweilen mehr das Vergnügen und leichtsinnige Gespielen, als meine Vorschriften und mich liebte.

Sohn. O verzeihe mir, Vater! du weißt ja, daß ich mich gebessert habe.

Alfred. Das weiß ich. Was that ich denn damahls, wann du mich und meine Vorschriften vergessen hattest?

Sohn. Du gingest mir nach, ließest mich die traurigen Folgen meiner Verirrung fühlen, und drücktest mich dann an deine Brust, wann ich meine Fehler bereute.

Alfred. Ganz recht. Sohn! Sohn! du wirst auch deinen wahren Vater bisweilen verlassen. Die Sinnenwelt wird bisweilen so stark auf dich wirken, daß du den vergißt, der unter ihrer Hülle verborgen ist. Aber er wird dir nachgehen. Schwere Trübsale werden dich treffen. Wenn nun der Tag der Trübsale beginnt, wenn dir das entrissen wird, woran dein Herz hing, wenn alles kommt, was du fürchtetest, wenn du deinem besten Freunde in

die Arme eilest, um Trost zu suchen, und er sich kalt zurückzieht; wenn du dann von allen Menschen und von dir selbst verlassen bist, so ganz einsam da stehest: dann wende dich an deinen Vater; denke an das, was er an dir gethan hat, an seine Güte, an seine Macht, die alles ändern kann — denke dich als sein Kind, als Unsterblichen, dann wirst du fühlen, daß du Gott nahe bist. Du wirst auf einem höhern Standorte dich befinden, wo du einen weit größern Theil von Raum und Zeit übersehen kannst. Der Erdball mit seinen Freuden und Leiden wird dir als Punct, das Jahrtausend als Minute erscheinen. Deine fürchterlichsten Leiden werden deinen Augen entschwinden, wenn du dich als Unsterblichen denkst. Allenthalben wirst du Ordnung und Zusammenhang erblicken, und alles Uebel wird sich aus deinem Gesichtskreise verlieren. Man hat die Ehre Gottes bey der Zulassung des physischen und moralischen Uebels zu retten gesucht — für dich ist dann diese Rettung nicht nöthig. In der seligen Stunde, da du bey dem Vater bist, und das Ganze über-

siehst, erblickst du kein Uebel mehr, nichts als Wirkungen der Weisheit und Vaterliebe wirst du sehen. Es ist gar nichts Böses in der Welt, nichts, was dem großen Plane des Weltschöpfers und Weltregierers entgegen wirkt. Wenn wir Böses bemerken: so kommt dieß bloß daher, weil wir die Weltbegebenheiten nach unsern Empfindungen beurtheilen, und das für böse halten, was uns unangenehme Empfindungen macht, wie ein Kind, das über Strenge klagt, wenn es der Vater nöthigt, die warme Stube zu verlassen, und mit ihm im Schneegestöber zu wandeln; oder weil wir die Dinge an sich und nicht in Verbindung mit ihren Wirkungen betrachten; so wie der Unverständige den Wundarzt für grausam hält, der, fühllos gegen das Wimmern des Kranken, ihm das vom Brande getödtete Glied abnimmt.

Noch mehr! In der Stunde des innigen Umganges mit Gott wirst du alle deine Kräfte erhöht fühlen. Alles Dunkel, das auf deiner Seele lag, wird sich verlieren, helles Licht wird dir aufgehen. Am Rande der Verzweiflung, wo

du vorhin nichts als einen fürchterlichen Abgrund erblicktest, wirst du nun Wege finden, die von demselben ableiten, und Heldenmuth fühlen, dieselben zu betreten. Nun wirst du anfangen, zu handeln, durch Gottes Kraft gestärkt. Die Stürme der Widerwärtigkeiten werden auf dich eindringen; du stehst da, wie auf einem Felsen; die Wellen, die dich zu bedecken drohten, scheitern an ihm, und werden an ihm ruhig; du wirkst, und alles muß dir weichen, du gelangst zu dem Zwecke, für welchen du zu arbeiten, nach deiner Ueberzeuzung, dir Gott den Auftrag gab, und machst Dinge möglich, die alle, welche Gott nicht kennen, für unmöglich hielten. Alle Dinge sind möglich dem, der glaubet. Hast du erst solche Erfahrungen gemacht, dann wirst du dich von Gott nicht trennen können.

Kurz, lieber Sohn! wenn du deinen rechten Vater kennen lernen willst: so laß dich nicht durch spitzfindige Beweise zu ihm leiten; du hast ja mich, seinen Stellvertreter, ohne sie kennen lernen, warum nicht auch ihn? Daß

er da ist, das lehrt dich, was du willst, Ameisenhaufe, Bienenstock, der Baum, das Moos, dein Körper, die Sonne, der Mond, kurz alles, was du nur mit Nachdenken betrachtest, allenthalben siehst du Spuren der Weisheit — folglich Beweise vom Daseyn eines weisen Urhebers. Das begreift jeder Bauer, ohne Philosophie. Mein Daseyn hat noch niemand bewiesen; würdest du den nicht für einen Thoren halten, der es läugnen wollte? Wozu soll man denn Gottes Daseyn spitzfindig beweisen, gegen dessen Wirkungskreis der meinige der Wirkungskreis eines Infusionsthierchens ist? Daß aber der Weltschöpfer dein Vater ist, das lehrt dich die Weltweisheit noch weniger. Sey reines Herzens! Nimm auf ihn bey deinen Handlungen Rücksicht, und erhebe dich zu ihm am Tage der Trübsal — dann wird er sich dir offenbaren. Jetzt, lieber Sohn, trenne ich mich von dir. Nimm von mir diesen Abschiedskuß, vielleicht den letzten! — Ich empfehle dich nun in die Obhuth deines wahren Vaters.

V.

Solon.

Dieser merkwürdige Mann, von dem wir im zweyten Bändchen dieser Schrift einige weise Aussprüche mitgetheilt haben, stammte aus einem der edelsten Geschlechter in Athen. Da ihm indeß sein Vater nur wenig Vermögen hinterließ, so beschloß er, sich auf den Handel zu legen, und verweilte lange in fremden Ländern, um sich so viel zu erwerben, daß er davon anständig und unabhändig leben könnte. Auf seinen Reisen kam er in den Besitz vieler nützlichen Kenntnisse, und da er sich überhaupt durch seine Talente und seine Bildung vor andern Athenern sehr vortheilhaft auszeichnete: so wurde er zu den sieben Weisen Griechenlands gezählt. In den Staatswissenschaften hatte er

große Einsichten; auch besaß er viele Anlagen zur Dichtkunst, die er jedoch nicht zu seinem Hauptstudium machte, wiewohl er sie bis in sein spätestes Alter übte. Unter seinen Gedichten befinden sich Lobgesänge auf die Götter, Gedichte zur Rechtfertigung seiner Gesetzgebung, oder Belehrungen und Verweise an die Athener enthaltend. In allen seinen Poesien herrschte eine reine Sittenlehre und Schönheiten, die von wahrem Dichtergeiste zeugten. Ja der berühmte Griechische Philosoph Plato, den man den göttlichen zu nennen pflegt, urtheilt sogar, daß Solon den unsterblichen, großen Dichter Homer und Hesiodus wenig nachgegeben haben würde, wenn er sich der Leitung der Musen ganz überlassen hätte.

Die Sitten des weisen Solon waren sanft und gefällig; anständige Vergnügungen verschmähte er eben so wenig, als einen wohl und rechtlich erworbenen Reichthum, und zeichnete sich dabey durch einen untadelhaften Wandel, so wie durch reinen Patriotismus aus. In Athen ward er von Reichen und Armen geliebt

durfte jetzt in der That einer bessern, auf weise, billige Gesetze sich stützenden Verfassung. Der Staat war in drey Parteyen gespalten, wovon eine die andere zu unterdrücken und zu vernichten suchte. Das gemeine Volk war den Reichen und Vornehmen ganz unterthan, und wurde von denselben auf das grausamste gemißhandelt. Die Reichen zwangen die Armen, ihre Schuldner, entweder als Leibeigene ihre Felder zu bauen, oder ihre eigenen Kinder zu verkaufen, oder sich selbst ihnen als Sclaven zu übergeben, wodurch eine Menge Bürger gezwungen wurden, ihr Vaterland zu verlassen. Sie plünderten sogar den öffentlichen Schatz und die Tempel der Götter. Alles seufzte nach regelmäßiger Verfassung. Selbst die Reichen sahen ein, daß ihr gesetzloses Regiment nicht länger bestehen könne, und daß eine fürchterliche Revolution nahe sey, bey der sie am meisten verlieren müßten. Alles sah sich daher nach einem Retter um, und fand ihn einmüthig in Solon, dem weisesten und rechtschaffensten Manne im Staate, den alle Parteyen verehrten und liebten.

Man übertrug ihm daher, etwas weniger als 600 Jahre vor Christi Geburt, die Stelle eines Archonten, und bevollmächtigte ihn zum Gesetzgeber.

Lange schon hatte Solon über die Art nachgedacht, wie seinem Vaterlande durch eine neue Verfassung zu helfen seyn möchte, so wenig er auch geglaubt hatte, selbst Hand ans Werk legen zu müssen, und so wenig Neigung er sogar dazu besaß, da er den Uebermuth der Reichen und die Gierigkeit der Geringen in gleichem Grade fürchtete. Jetzt, aufgefordert von dem Vaterlande, faßte er den rühmlichen Entschluß, sein Unternehmen mit Muth und Unerschrockenheit durchzusetzen. Die Armen wünschten eine gleiche Austheilung der Ländereyen, aber ihren Wünschen gab er nicht nach, da hiedurch die größte Verwirrung entstanden, und vielen das schreyendste Unrecht geschehen wäre. Wohl aber vernichtete er einen Theil der vorhandnen Schulden, einen andern Theil verminderte er. Auch verboth er auf ewige Zeiten, daß jemand sich selbst oder seine Kinder, Schul-

den wegen, als Sclave dem Gläubiger übergeben sollte. Dem gesammten Volke räumte er die Gewalt ein, Krieg und Frieden zu beschließen, Bündnisse zu machen und aufzuheben, Magistratspersonen zu wählen und abzusetzen, Gesetze abzuschaffen, und neue einzuführen. Damit jedoch die Verfassung in keine übermüthige Volksherrschaft ausarte, so schränkte er das Volk auf mancherley Art ein, besonders dadurch, daß er alle Aermern von den Staatswürden ausschloß, alle Magistratspersonen nicht durch das Loos, sondern durch Stimmenmehrheit wählen ließ, und mit den Aemtern grosse Ehre, aber keine Einkünfte verband. Nun theilte er das Volk nach dem Vermögen in vier Classen, von denen nur die drey ersten der Staatsämter fähig waren. Dadurch bewirkte er, daß die Geringern immer in Thätigkeit und Fleiß erhalten wurden, um einst das zu genießen, wovon sie jetzt ausgeschlossen waren, und daß die Staatsämter von angesehenen und gebildeten Personen bekleidet wurden; kurz, er bewirkte durch diese Einrichtung ein vollkommenes Gleich-

gewicht zwischen den Hauptheilen eines jeden Staates, den Armen und Reichen. Weise war es, daß er mit den Aemtern keine Einkünfte verband; hiedurch würde der Habsucht Schranken gesetzt, und Unwürdige abgehalten, nach Ehrenstellen zu streben, denen sie nicht vorstehen konnten. Um die Geschäftigkeit der Armen noch mehr zu ermuntern, übertrug er dem Areopagus, jeden Müßiggänger zu bestrafen, und sprach die Söhne von der Verbindlichkeit frey, ihre Aeltern zu ernähren, wenn diese sie kein nützliches Geschäft hatten lernen lassen. Dieser Areopagus oder Senat war der älteste unter den Athenienischen Gerichtshöfen, und sowohl seines Ansehens, als seiner Unbescholtenheit und Gerechtigkeitsliebe wegen der berühmteste. Er bestand nach Einigen aus neun, nach Andern aus dreyßig, nach noch Andern aus funfzig und mehreren Mitgliedern, die sich einer strengen Prüfung unterwerfen und sehr auszeichnen mußten, um in diesen ehrwürdigen Senat zu kommen. Unstreitig war er älter als Solon, aber von

diesem erhielt er wohl eine bessere Einrichtung, ein grösseres Ansehen und wichtigere Vorrechte.

Das größte Gegengewicht gegen die Gewalt des Volkes legte Solon in die Hände des Areopagus und des von ihm zuerst eingesetzten hohen Rathes der Vierhundert. Ersterer richtete nicht nur über Leben und Tod, sondern führte auch die strenge Aufsicht über Sitten und Lebensart aller Bürger und über die genaue Beobachtung aller Gesetze.

Alle diese Verordnungen Solons waren in der That so weise und wohl berechnet, daß es gewiß nicht seine Schuld war, wenn das von ihm aufgeführte Staatsgebäude endlich doch durch allmähliche Untergrabung zusammen stürzte.

Von den übrigen Gesetzen Solons, welche nicht geradezu zu den Grundgesetzen des Staates gehören, sind noch besonders die merkwürdig, welche die Erhaltung der Unverfälschtheit des Athenischen Volks, der Reinigkeit der Sitten und der Religion, und eine gute Erziehung der Jugend bezweckten. Um zu verhin-

kern, daß nicht der arme und dürftige Pöbel sich zu sehr vermehre, erschwerte er den Fremden die Erhaltung des Athenischen Bürgerrechtes. Verschwendern und liederlichen Bürgern untersagte er, vor dem Volke öffentlich zu reden, und schloß sie dadurch von allen Staatswürden aus. Bestechungen wurden sowohl an den Gebern als an den Nehmern mit dem Tode, oder mit zehnfachem Ersatz, oder mit Ehrlosigkeit bestraft. Auf Ehrbarkeit und Keuschheit würde mit aller Strenge gesehen, und auf die Verletzung dieser Tugenden standen schwere Strafen. Die Stunden des Unterrichts in den Gymnasien wurden auf das genaueste bestimmt, fremden erwachsenen Personen schlechterdings der Zutritt zu der studierenden Jugend versagt, und die Aufsicht über das Betragen der Lehrer und Schüler eigenen Magistratspersonen anvertraut. Jeder Vater war gesetzlich genöthigt, seinen Söhnen eine ihrem Stande und Vermögen angemessene Erziehung zu geben. Wer zu arm war, um seine Kinder in Gymnasien zu

und geachtet; durch sein Ansehen wußte er sich schon frühzeitig Einfluß in die Staatsangelegenheiten zu verschaffen, und erwarb sich dabey große Verdienste. Einen Beweis von seinem lebhaften Patriotismus gab er auch dadurch, daß er mit Gefahr seines Lebens die Athenienser zur Wiedereroberung von Salamis zu bereden suchte. Dieses war von den Megarern erobert worden, und alle Versuche der Athener, es wieder zu erobern, waren unglücklich abgelaufen, weßhalb sie bey Todesstrafe verbothen, einen solchen Versuch wieder in Vorschlag zu bringen. Solon ärgerte sich über dieses Gesetz, und sann auf Mittel, seinen Mitbürgern wider ihren Willen zu dienen. Er verfertigte daher ein Gedicht, das in den stärksten Ausdrücken den Athenern ihre Feigheit vorwarf, stellte sich wahnsinnig, und declamirte als ein solcher mit aller Heftigkeit seine Verse vor dem Volke. Er machte großen Eindruck, den Pisistratus, ein ausgezeichneter Mann, der sich späterhin in den Besitz der Alleinherrschaft zu Athen zu setzen wußte,

durch seine Zuredungen noch mehr erhöhte. Die Folge davon war, daß man sich von neuem zum Krieg entschloß, und entweder dem Solon, als Oberfeldherrn in Begleitung des Pisistratus, oder diesem in Begleitung des Solon die Führung desselben anvertraute. Durch beyder Klugheit und Tapferkeit wurde auch Salamis wirklich erobert, und dem Athenischen Gebiethe einverleibt.

Solon hatte sich nun die Liebe und Achtung seiner Mitbürger in einem so hohen Grade erworben, daß es ihm ein Leichtes gewesen seyn würde, sich zum Oberherrn von Athen zu machen, wenn er auch in dieser Hinsicht nicht zu edel gedacht hätte. Alle Aufforderungen seiner Freunde, die Umstände zu benutzen, schlug er mit männlicher Standhaftigkeit aus, fest überzeugt, daß die Beglückung seiner Mitbürger und die Erschaffung einer neuen, heilsamen Regierungsform ihm einen größern und dauerhafteren Ruhm bringen würde, als die Anmaßung einer Gewalt, die er vielleicht nur durch neue Ungerechtigkeiten behaupten könnte. Athen be-

durfte jetzt in der That einer bessern, auf weise, billige Gesetze sich stützenden Verfassung. Der Staat war in drey Parteyen gespalten, wovon eine die andere zu unterdrücken und zu vernichten suchte. Das gemeine Volk war den Reichen und Vornehmen ganz unterthan, und wurde von denselben auf das grausamste gemißhandelt. Die Reichen zwangen die Armen, ihre Schuldner, entweder als Leibeigene ihre Felder zu bauen, oder ihre eigenen Kinder zu verkaufen, oder sich selbst ihnen als Sclaven zu übergeben, wodurch eine Menge Bürger gezwungen wurden, ihr Vaterland zu verlassen. Sie plünderten sogar den öffentlichen Schatz und die Tempel der Götter. Alles seufzte nach regelmäßiger Verfassung. Selbst die Reichen sahen ein, daß ihr gesetzloses Regiment nicht länger bestehen könne, und daß eine fürchterliche Revolution nahe sey, bey der sie am meisten verlieren müßten. Alles sah sich daher nach einem Retter um, und fand ihn einmüthig in Solon, dem weisesten und rechtschaffensten Manne im Staate, den alle Parteyen verehrten und liebten.

Man übertrug ihm daher, etwas weniger als 600 Jahre vor Christi Geburt, die Stelle eines Archonten, und bevollmächtigte ihn zum Gesetzgeber.

Lange schon hatte Solon über die Art nachgedacht, wie seinem Vaterlande durch eine neue Verfassung zu helfen seyn möchte, so wenig er auch geglaubt hatte, selbst Hand ans Werk legen zu müssen, und so wenig Neigung er sogar dazu besaß, da er den Uebermuth der Reichen und die Gierigkeit der Geringen in gleichem Grade fürchtete. Jetzt, aufgefordert von dem Vaterlande, faßte er den rühmlichen Entschluß, sein Unternehmen mit Muth und Unerschrockenheit durchzusetzen. Die Armen wünschten eine gleiche Austheilung der Ländereyen, aber ihren Wünschen gab er nicht nach, da hiedurch die größte Verwirrung entstanden, und vielen das schreyendste Unrecht geschehen wäre. Wohl aber vernichtete er einen Theil der vorhandnen Schulden, einen andern Theil verminderte er. Auch verboth er auf ewige Zeiten, daß jemand sich selbst oder seine Kinder, Schul-

den wegen, als Sclave dem Gläubiger überge-
ben sollte. Dem gesammten Volke räumte er die Gewalt ein, Krieg und Frieden zu beschlie-
ßen, Bündnisse zu machen und aufzuheben, Magistratspersonen zu wählen und abzusetzen, Gesetze abzuschaffen, und neue einzuführen. Damit jedoch die Verfassung in keine übermü-
thige Volksherrschaft ausarte, so schränkte er das Volk auf mancherley Art ein, besonders da-
durch, daß er alle Aermern von den Staats-
würden ausschloß, alle Magistratspersonen nicht durch das Loos, sondern durch Stimmenmehrheit wählen ließ, und mit den Aemtern große Eh-
re, aber keine Einkünfte verband. Nun theilte er das Volk nach dem Vermögen in vier Clas-
sen, von denen nur die drey ersten der Staats-
ämter fähig waren. Dadurch bewirkte er, daß die Geringern immer in Thätigkeit und Fleiß erhalten wurden, um einst das zu genießen, wovon sie jetzt ausgeschlossen waren, und daß die Staatsämter von angesehenen und gebildeten Personen bekleidet wurden; kurz, er bewirkte durch diese Einrichtung ein vollkommenes Gleich-

gewicht zwischen den Haupttheilen eines jeden Staates, den Armen und Reichen. Weise war es, daß er mit den Aemtern keine Einkünfte verband; hiedurch würde der Habsucht Schranken gesetzt, und Unwürdige abgehalten, nach Ehrenstellen zu streben, denen sie nicht vorstehen konnten. Um die Geschäftigkeit der Armen noch mehr zu ermuntern, übertrug er dem Areopagus, jeden Müßiggänger zu bestrafen, und sprach die Söhne von der Verbindlichkeit frey, ihre Aeltern zu ernähren, wenn diese sie kein nützliches Geschäft hatten lernen lassen. Dieser Areopagus oder Senat war der älteste unter den Athenienſischen Gerichtshöfen, und sowohl seines Ansehens, als seiner Unbescholtenheit und Gerechtigkeitsliebe wegen der berühmteste. Er bestand nach Einigen aus neun, nach Andern aus dreyßig, nach noch Andern aus funfzig und mehrern Mitgliedern, die sich einer strengen Prüfung unterwerfen und sehr auszeichnen mußten, um in diesen ehrwürdigen Senat zu kommen. Unstreitig war er älter als Solon, aber von

diesem erhielt er wohl eine bessere Einrichtung, ein grösseres Ansehen und wichtigere Vorrechte.

Das größte Gegengewicht gegen die Gewalt des Volkes legte Solon in die Hände des Areopagus und des von ihm zuerst eingesetzten hohen Rathes der Vierhundert. Ersterer richtete nicht nur über Leben und Tod, sondern führte auch die strenge Aufsicht über Sitten und Lebensart aller Bürger und über die genaue Beobachtung aller Gesetze.

Alle diese Verordnungen Solons waren in der That so weise und wohl berechnet, daß es gewiß nicht seine Schuld war, wenn das von ihm aufgeführte Staatsgebäude endlich doch durch allmähliche Untergrabung, zusammen stürzte.

Von den übrigen Gesetzen Solons, welche nicht geradezu zu den Grundgesetzen des Staates gehören, sind noch besonders die merkwürdig, welche die Erhaltung der Unverfälschtheit des Athenischen Volks, der Reinigkeit der Sitten und der Religion, und eine gute Erziehung der Jugend bezweckten. Um zu verhin-

tern, daß nicht der arme und dürftige Pöbel sich zu sehr vermehre, erschwerte er den Fremden die Erhaltung des Athenischen Bürgerrechtes. Verschwendern und liederlichen Bürgern untersagte er, vor dem Volke öffentlich zu reden, und schloß sie dadurch von allen Staatswürden aus. Bestechungen wurden sowohl an den Gebern als an den Nehmern mit dem Tode, oder mit zehnfachem Ersatz, oder mit Ehrlosigkeit bestraft. Auf Ehrbarkeit und Keuschheit wurde mit aller Strenge gesehen, und auf die Verletzung dieser Tugenden standen schwere Strafen. Die Stunden des Unterrichts in den Gymnasien wurden auf das genaueste bestimmt, fremden erwachsenen Personen schlechterdings der Zutritt zu der studierenden Jugend versagt, und die Aufsicht über das Betragen der Lehrer und Schüler eigenen Magistratspersonen anvertraut. Jeder Vater war gesetzlich genöthigt, seinen Söhnen eine ihrem Stande und Vermögen angemessene Erziehung zu geben. Wer zu arm war, um seine Kinder in Gymnasien zu

schicken, mußte sie den Ackerbau oder ein Handwerk lernen lassen.

Solon ließ nun seine Gesetze auf hölzernen Walzen eingraben, und stellte sie so zur allgemeinen Durchsicht aus. Sie fanden außerordentlichen Beyfall; indeß hatte doch bald dieser, bald jener etwas dabey zu erinnern, und da Solon bald unmöglich fand, diesen einander widersprechenden Beurtheilungen Genüge zu leisten: so hielt er es für das Beste, alles so zu lassen, wie es war, und von der Zeit die Befestigung seines Werkes zu erwarten. Er suchte also um die Erlaubniß an, sich auf zehn Jahre zu entfernen, und verpflichtete dabey die Athener durch einen feyerlichen Eid, bis zu seiner Rückkehr an seinen Gesetzen nichts zu ändern, und reiste ab. Er besuchte mehrere Länder, Egypten, Kreta, Cypern, Lydien, Milet, wo er sich mit dem weisen Thales unterredete, und mehrere Städte des eigentlichen Griechenlands. Endlich kehrte er nach Athen zurück, wo seine Gegenwart sehr nothwendig war. Denn der alte Parteyhaß war wieder ausgebro-

chen, und hatte den Staat aufs neue in die größte Zerrüttung gesetzt. Er wurde mit der ausgezeichnetesten Hochachtung aufgenommen, und alle Parteyen legten ihm ihre Sache zur Entscheidung vor. Unter den Anführern derselben zeichnete sich ganz besonders Pisistratus aus, der an der Spitze der Volksparten stand. Solon selbst schätzte und liebte ihn; dieser fand aber auch bald an ihm einen lebhaften Gegner, als er seine Absicht merken ließ, sich an die Spitze des Staates zu stellen. Pisistratus erreichte jedoch seinen Zweck, und Solon verließ nun Athen auf immer. Er überlebte diesen Zeitpunct nicht lange; wann aber und wo er starb, ist zweifelhaft. Nach der gemeinen Meinung erreichte er ein Alter von achtzig Jahren. Seine Reise zu dem reichen Könige von Lydien, Krösus, wird richtiger nach seiner letzten Entfernung von Athen gesetzt. Von seinen Gedichten und andern Schriften ist nichts mehr vorhanden; aber als der vorzüglichste, verdienstvollste Gesetzgeber Athens wird er mit Ruhm genannt werden, so lange es eine Geschichte gibt.

VI.

Cyrus und Krösus. *)

Etwas mehr als fünfhundert Jahre vor Christi Geburt lebte Astyages, König von Medien. Diesem träumte einmahl — wie erzählt wird — seine Tochter Mandane gösse so viel Wasser auf die Erde, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern, die man hier, wie in Egypten, sehr hoch schätzte, den Traum vor, und sie deuteten ihn so: es solle von Mandanen einst ein Sohn geboren werden, der ganz Asien beherrschen werde. Astyages erschrak darüber so sehr, daß er seine Tochter, von deren Sohne vom Throne gestoßen zu werden er fürchtete, nach der kleinen, unbedeutenden Landschaft

*) Nach Bredow und Becker.

Persis schickte, und sie dort an einen gemeinen Perser verheirathete.

Mandane wurde Mutter von einem Sohne, den sie Cyrus nannte. Kaum hatte der König dieß erfahren, so ließ er das Kind vor sich bringen, und gab es einem seiner Hofleute, Harpagus, mit dem Befehle, es zu tödten. Aber der Mann hatte Mitleiden mit dem Kinde. Anstatt dasselbe zu tödten, gab er es einem Hirten, um es irgendwo in einem Walde hinzulegen, und da seinem Schicksale zu überlassen. Der Hirte brachte es seiner Frau. Diese hatte gerade ihr Kind verloren, und nahm mitleidig den kleinen Knaben als ihr eigenes Kind an.

Cyrus wuchs heran, und wurde schön und stark. Eines Tages, als er mit den andern Kindern spielte, wählten ihn diese zu ihrem Könige. Eines von den Kindern wollte ihm nicht gehorchen, und Cyrus, als König, ließ ihm Schläge geben. Der Knabe lief zu seinem Vater, und dieser, ein vornehmer, angesehener Mann, forderte vom Könige, den

unter den Medern habe ich keinen gesehen, der so schön wäre, als mein Großvater.

Dem Alten gefiel die Antwort. Er beschenkte den Knaben reichlich, und bey Tische mußte Cyrus immer neben ihm sitzen. Den letzteren, der an die Mäßigkeit der Perser gewöhnt war, dünkte es sonderbar, daß man so viele Speisen auftrug. Er sah lange zu. Endlich sagte er zu dem alten Könige: Aber, lieber Großvater! du hast doch schrecklich viel Mühe, satt zu werden, wenn du von alle dem essen mußt. — Astyages lachte, und sprach: Glaubst du denn, daß dieß hier nicht viel besser sey, als eure Persischen Mahlzeiten? — Ich weiß nicht, antwortete Cyrus; aber wir werden viel geschwinder und leichter satt als ihr. Uns ist Brot und Fleisch genug, um satt zu werden; ihr aber, ach! was braucht ihr für Arbeiten und Umschweife, bis ihr so weit kommt!

Mit Erlaubniß des Alten vertheilte Cyrus darauf von den Speisen unter die Diener; nur dem Mundschenken Sakas gab er nichts.

Der König, welcher den Sakas liebte, fragte den Cyrus im Scherze: Warum gibst du diesem nichts, den ich doch so lieb habe?

Und warum hast du ihn lieb? fragte Cyrus.

Siehst du nicht, antwortete der König, wie schön er den Wein eingießt und kostet, und mir zureicht?

O, rief Cyrus, das kann ich eben so gut als er, und noch besser; denn ich will dir den Becher nicht zur Hälfte austrinken, wie er. —

Darauf nahm er den Becher, goß aus der Schale Wein ein, und reichte ihn dem Könige.

Aber, sprach der Alte, du mußt auch den Wein erst kosten.

Das laß ich wohl bleiben, rief der Kleine; denn ich weiß, es ist Gift darin. Ich habe es neulich bey deinem Gastmahle wahrgenommen.—

Wie das? rief der Alte.

Wißt ihr nicht mehr, versetzte Cyrus, wie ihr von Verstand und Sinnen kamet, so-bald er euch zu trinken gegeben hatte? Was war das für ein Lärm! wie habt ihr durch ein-

ander geschrieen und gelacht! Die Sänger schrieen sich die Kehle ab; kein Mensch verstand sie, und doch rieft ihr alle: Wunder! So lange ihr saßet, sprach jeder von seiner Stärke, sobald ihr aber aufstandet zum Tanzen, fielet ihr über eure eigenen Füße. Ihr wußtet alle nicht mehr, was und wer ihr seyd; du nicht, daß du König bist, und die nicht, daß sie Unterthanen sind.

Aber, sprach Astyages, wenn dein Vater trinkt, berauscht er sich nie?

Nie, antwortete Cyrus.

Und was macht er denn?

Er hört auf, zu dürsten; sonst nichts.

Durch diese und viele ähnliche gute Einfälle machte Cyrus sich sehr beliebt. Astyages ließ ihn reiten lernen, jagen, und erlaubte ihm, was er wollte. Cyrus wurde mit jedem Tage männlicher, und da er endlich in einem kleinen Treffen mit einem benachbarten Volke sich vor allen andern hervorgethan hatte, wurde er der Abgott des ganzen Volkes.

Harpagus sah dieß mit Vergnügen. Er suchte die Freundschaft des Cyrus zu gewinnen, und entdeckte ihm endlich, welche grausame Absichten sein Großvater mit ihm gehabt hätte. Nach und nach wußte er das Gemüth des Jünglings so aufzureitzen, daß, da die Perser zugleich auf den Abfall von Medien dachten, und den Cyrus zurück wünschten, dieser nach Persien ging, und sich an die Spitze des Volkes stellte.

Astyages, vielleicht schon vorher mißtrauisch und kalt gegen Cyrus, hieß, wie er diesen Aufstand erfuhr, alle tödten, die ihm die Erhaltung des letzteren gerathen hatten. Nur den Harpagus ließ er leben; ja er stellte ihn sogar an die Spitze des Heeres gegen Persien.

Harpagus zog aus, da er aber den Cyrus traf, ging er mit dem ganzen Heere zu ihm über, und Cyrus ward nun König von Persien und Medien. Seinen Großvater behielt er als Gefangenen bey sich.

Einige umliegende Völker, zuerst die Armenier, welche den Medern Tribut bezahlt hatten, glaubten, ihn dem Cyrus, einem Perser, verweigern zu können. Cyrus fiel unerwartet in ihr Land ein, und nahm die ganze Armenische Königsfamilie gefangen. Diese fürchtete Tod oder ewige Gefangenschaft. Doch Cyrus ließ sie mit einer so freundlichen Großmuth frey, daß er sich in diesen seinen Feinden seine treusten Bundesgenossen und Freunde gewann, und in Verbindung mit den Armeniern alle Nachbar-Könige zwang, sich den Persern zu unterwerfen.

Der mächtigste unter den letztern war der durch seine Reichthümer zum Sprichworte gewordene Krösus, König der Lydier, in Kleinasien. Dieser war eifersüchtig auf des Cyrus wachsende Macht und ihm feind, weil er seinen Verwandten, Astyages, vom Throne gestoßen hatte. Er versammelte ein großes Heer; doch ehe er ausrückte, schickte er große Geschenke an die Priester, von welchen man glaubte, daß die Götter durch ihren Mund die Zukunft of-

fenbarten, und ließ sie fragen: ob er den Cyrus angreifen sollte? Die Antwort lautete: „Geht Krösus über den Halys, so wird er ein großes Reich zerstören.“ — Der Halys war ein Fluß, welcher das damahls sehr weit ausgebreitete Reich des Krösus von Armenien trennte, das nun auch dem Cyrus gehörte.

Krösus zweifelte nicht, daß die Antwort ihm einen glücklichen Erfolg verhieße, wenn er den Cyrus in seinem Reiche angriffe. Er ging über den Halys, und es kam zu einem hartnäckigen Treffen, worin jedoch kein Theil siegte. Indeß zog Krösus sich zurück, um ein stärkeres Heer zu sammeln, und entließ bis dahin seine Soldaten. Aber unvermuthet folgte Cyrus dem sichern König, schlug ihn, und eroberte seine Hauptstadt Sardes.

Cyrus hatte befohlen, alle Lydier zu tödten, ausgenommen den Krösus. Seine Soldaten mordeten auf eine schreckliche Weise, und schon war auch einer in Begriff, den Krösus, den er nicht kannte, zu durchbohren, als der

älteste Sohn des Königs, der bis dahin stumm gewesen seyn soll, auf Ein Mahl schrie: Schone des Königs! — Der Soldat führte den Krösus gefangen zu Cyrus; es ward dem Morden Einhalt gethan; aber der König der Lydier sollte lebendig verbrannt werden. Man errichtete einen Scheiterhaufen, und setzte den Krösus mit vierzehn der vornehmsten Lydier hinauf. Als das Feuer den Scheiterhaufen ergriff, schrie der Unglückliche in den Flammen: O Solon! Solon! Solon! — Cyrus wurde begierig, zu erfahren, wen er riefe. Krösus schwieg Anfangs; endlich aber antwortete er: Ich rufe einen Mann, den ich allen Königen zum Lehrer setzen möchte.

Cyrus war neugierig, und befahl den Scheiterhaufen zu löschen, und den Krösus zu ihm zu führen. Man hatte Mühe, das Feuer, das schon stark um sich gegriffen hatte, zu bändigen; ein starker Regen kam dem unglücklichen Könige zu Hülfe, und er wurde gerettet. Nachdem er sich ein wenig erhohlt hatte, sprach er:

„O Cyrus! es werden wenige Menschen seyn, die vom Glücke so hoch erhoben, und von ihm wieder so tief gestürzt worden sind, als ich. Wenn du willst, daß ich länger leben soll, so wird der heutige Tag vielleicht bey mir gut machen, was ein allzu erwünschtes Leben verderbt hat. — Ich habe ein grosses Reich beherrscht; und wenn du meine Schätze und Reichthümer wirst gesehen haben, so wirst du bekennen, daß ich gestern noch der reichste König von ganz Asien war. Ich glaubte auch, ich wäre der glücklichste.“

„Einst kam ein weiser Mann aus Griechenland, mit Nahmen Solon, zu mir. Ich ließ ihm alle meine Schätze zeigen, und war eitel genug, zu hoffen, er werde über meine Reichthümer erstaunen, und mich als den Glücklichsten aller Sterblichen preisen. Als er aber schwieg, und das alles nur ansah wie Sand und Kieselstein, sagte ich zu ihm: Solon! du bist so weit in der Welt herumgereist, und hast so viele Menschen gesehen, sage mir, wen hältst du für den Glücklichsten? — Solon antwor-

tete: Einen Bürger von Athen, Tellus. — Ich wunderte mich, daß er einen gemeinen Bürger mir vorzöge, und fragte weiter, warum er ihn für so glücklich hielte? — Er sprach: Dieser Tellus lebte zu Athen, als die Stadt in ihrem blühendsten Zustande war. Er hatte Kinder und Kindeskinder, und nie eines davon verloren. Auch hatte er ein hinlängliches Auskommen, und auf diese Weise zufrieden und glücklich gelangte er zu einem hohen Alter, starb in einem siegreichen Treffen für sein Vaterland, und dieses setzte ihm aus Dankbarkeit ein Denkmahl seiner Thaten. — Aber wen, fragte ich, hältst du nach ihm für den glücklichsten? — Zwey Jünglinge, antwortete er, Kleobis und Biton. Sie waren Griechen, hatten ein sehr gutes Auskommen, und so viel Stärke und Geschicklichkeit des Körpers, daß sie beyde zugleich in einem unsrer Kampfspiele den Preis davon trugen. Dabey hatten sie eine so innige Liebe zu ihrer greisen Mutter, daß, als diese einst zu einem Opfer der Juno fahren sollte, und die Ochsen, die sie vorspannen wollte, aus-

blieben, die beyden Brüder sich an den Wagen spannten, und ihre Mutter bis zum Tempel zogen. Als die Griechen bewundernd umherstanden, die Männer die Tugend der Jünglinge erhoben, die Weiber das Weib selig priesen, das solche Söhne geboren hätte, wurde die glückliche Mutter so gerührt, daß sie vor dem Altare zur Göttinn bethete, sie möchte ihren Kindern geben, was sie für das Beste für sie hielte. Und nach der Mahlzeit legten die Jünglinge sich nieder in dem Tempel, um zu schlafen, und erwachten nicht wieder. Die Griechen aber setzten ihnen Ehrensäulen, zum Denkmahle ihres schönen Todes."

„Als ich das hörte, fuhr Krösus fort, konnte ich meinen Verdruß nicht länger halten, und sprach: Solon! so sehr verachtest du meine Glückseligkeit, daß du mich mit diesen auch nicht einmahl vergleichen willst? — Solon antwortete mir darauf: O Krösus! in einer langen Zeit muß der Mensch vieles sehen, was er nicht zu sehen wünscht, und vieles leiden, was er gern abwenden möchte. Du, o König,

bist ein Herr vieler Güter und vieler Völker; aber ich werde dich nicht eher glückselig nennen, als bis ich weiß, daß du auch ein glückliches Ende gehabt hast. — Auch gibt es viele Menschen, die bey allem Ueberfluß nicht glückselig sind, und wieder andere, die bey einem mittelmäßigen Vermögen des höchsten Glückes genießen. Denn wer nur keinen Mangel fühlt, kann in stiller Niedrigkeit gesunder seyn, weniger Böses leiden, mehr körperliche Kraft und mehr geistige Gaben besitzen, kann seine Kinder besser erziehen, und kommt dann noch ein gutes Ende hinzu: so ist er, was du suchst, ein glückseliger Mann. — Die Götter überhäufen viele mit Wohlthaten; aber ehe man es sich versieht, nehmen sie ihnen alles hinweg, und stürzen sie tiefer, als sie dieselben zuvor erhöhten."

„So sprach der Weise, erzählte Krösus weiter; aber ich verachtete ihn, und ließ ihn nie wieder vor mich. Von der Zeit an ging mir alles übel. Mein ältester Sohn war stumm; mein jüngster Sohn ward mir von einem Freunde umgebracht; alle Städte, Länder, Völker

und Reichthümer habe ich verloren, und bin selbst jetzt in deiner Gewalt. — Nun weißt du, warum ich den weisen Solon gerufen habe; mache nun mit mir, was dir gut dünkt."

Cyrus, durch diese Rede an den möglichen Wechsel des eigenen Glückes erinnert, schenkte dem Krösus das Leben, behielt ihn als Freund bey sich, und Krösus leistete nachher durch seine Klugheit dem Perserkönige gute Dienste. Doch schickte derselbe seine Fesseln den Priestern, und ließ sie fragen: warum sie ihm für seine vielen Geschenke eine so falsche Antwort gegeben hätten? Sie erwiederten: „Was das Schicksal will, können wir nicht hindern. Auch haben wir dich nicht betrogen. Du würdest ein großes Reich zerstören — war unsere Antwort. Wir entschieden aber nicht, welches, ob das feindliche oder das eigene. Da du nun den Göttterspruch so unvorsichtig nach deinem Wunsche ausgelegt, so hast du dir dein Unglück selbst zuzuschreiben."

Der Sieg über Krösus schreckte ganz Asien, insbesondere die Griechen an der Westkü-

ste von Kleinasien, die den Krösus hatten unterstützen wollen. Sie schickten daher Gesandte an Cyrus, und ließen ihm Freundschaft und Bündniß anbiethen, die er ihnen vorher angebothen, die sie aber nicht angenommen hatten. Cyrus erzählte den Gesandten statt der Antwort eine Fabel: Es war einmahl ein Fischer, der saß lange am Ufer, und pfiff den Fischen zum Tanz; sie wollten aber nicht kommen. Da nahm er sein Netz und fing sie, und als er sie ans Land zog, und sie da um ihn herum sprangen, sagte er: Hört jetzt nur auf zu tanzen, da ihr vorhin auf mein Pfeifen nicht habt tanzen wollen. —

Einer der Generale des Cyrus unterwarf ihm darauf die Asiatischen Griechen, wiewohl sich mehrere darunter tapfer wehrten, und einige lieber ihr Vaterland verließen, als Sclaven der Perser seyn wollten. Ein Haufen der von hier ausgewanderten Griechen ging nach Frankreich, und baute unten, an der Küste des mittelländischen Meeres, die Stadt Marseille, die älteste Stadt, von der wir in Frankreich

wissen. — Cyrus selbst zog gegen Babylon, und ungeachtet der hohen und dicken Mauern und der tiefen Gräben, bezwang er die Stadt durch List. Er ließ das Wasser des Euphrats durch einen Canal ableiten, und in einer Nacht, als die Babylonier ein Fest feyerten, marschirten die Perser das Bett des Flusses hinab, unter der Mauer durch, überfielen die unbewaffneten, zum Theil berauschten Bürger, und Cyrus ward Herr von Babylon und dem ganzen Babylonischen Reiche.

So gründete Cyrus das große Persische Reich, und seine Herrschaft erstreckte sich vom mittelländischen Meere bis nach dem Indus. Sein Sohn eroberte Egypten, und der darauf folgende König, Darius, erweiterte das Reich in Osten und Westen; er eroberte das Land am Indus, und ging über den Hellespont durch Thracien bis jenseits der Donau, und wollte auch Griechenland unterjochen. Aber hier bekam er einen harten und unglücklichen Kampf.

VII.

Lykurg und das Spartanische Volk *).

Eines der merkwürdigsten und achtungswerthesten Völker der alten Welt war das Spartanische, das mit dem Atheniensischen wetteiferte, und es in mancher Hinsicht übertraf.

Die Spartaner, auch Lacedämonier oder Lakonier, waren streng, hart und kriegerisch. Die Einrichtungen, wodurch sie zu jener rauhen, kriegerischen Lebensweise, die ihnen eigen war, verpflichtet wurden, erhielten sie besonders durch Lykurg um das Jahr 888 vor Christo, um die Zeit, als das große Assyrische Reich in Ober-Asien unter Sardanapal gestürzt wurde.

*) Nach Bredow, Becker u. A.

Lykurg, ein kluger Mann, wußte seine Gesetze der Natur und Weise des Volkes so anzupassen, daß es ganz in dieselben eingehen konnte, und daß diese Gesetze nur die unentwickelte Anlage der Natur zu einem festen, dauernden Sinne ausbildeten.

Es regierten in Sparta immer zwey Könige zugleich, und da jeder von beyden die größte Gewalt an sich zu reißen suchte, entstanden Parteyen und Unruhen. In einem solchen Aufruhr wurde ein König auf öffentlichem Platze erstochen. Der älteste seiner beyden Söhne wurde König, starb aber bald, und sein Bruder Lykurg folgte ihm. Doch nicht lange nachher bekam die Witwe des eben verstorbenen Königs einen Sohn. Lykurg legte sogleich die königliche Regierung nieder, und wiewohl das Volk ihn sehr bath, sie fortzubehalten, übernahm er sie doch nur als Vormund seines Neffen. Diese edle Selbstverläugnung, eine so hohe angebothene Würde auszuschlagen, erhöhete die allgemeine Achtung, in welcher Lykurg bereits wegen seiner Weisheit stand. Doch

fehlte es ihm auch, als einem ausgezeichneten Manne, an Feinden nicht. Die Witwe seines Bruders hatte ihn zu heirathen gewünscht, er hatte es aber abgeschlagen, und da sie ihm anboth, ihr Kind zu tödten, damit er König bleiben könnte, hatte er ihr den neugebornen Sohn wegnehmen lassen. Diese Frau suchte nun das Volk gegen Lykurg aufzuwiegeln, als ob er seine Absichten dabey habe, daß er ihr das Kind weggenommen, und das leichtsinnige Volk ließ sich durch sie täuschen.

Als Lykurg das Mißtrauen des Volkes merkte, verließ er Sparta, reiste nach Kreta (jetzt Candia), wo weise Gesetze herrschten; kam nach dem kunstreichen Egypten, besuchte die reicheren, durch Handel blühenden Landsleute an der Westküste Klein-Asiens, und kehrte so, mit Kenntnissen bereichert, nach einer zehnjährigen Reise in seine Vaterstadt zurück. Hier wurde er mit allgemeinem Jubel empfangen; denn man hatte bald erkannt, wie ungerecht der Verdacht gegen ihn gewesen sey; die Unruhen waren aufs neue und allgemeiner

ausgebrochen, und man sah mit Sehnsucht auf Lykurg, als den Einzigen, der die Stadt retten und ordnen könnte. Lykurg übernahm den Antrag, und nachdem die heiligen Priester im Nahmen der Götter den Orakelspruch gethan hatten: „Sparta werde der blühendste Staat auf der Erde seyn, so lange man Lykurgs Einrichtungen bewahre," machte er seine Gesetze öffentlich bekannt, doch nicht geschrieben, sondern er ließ sie in Verse bringen, und jeder Bürger mußte sie auswendig lernen.

Eine Hauptabsicht des Lykurg bey seinen Gesetzen war Gleichheit und Einigkeit der Bürger. Daher vertheilte er alles Land in gleiche Theile nach der Anzahl der Bürger; Pferde, Waffen und Ackergeräth waren gemeinschaftlich; keine Familie aß für sich allein, sondern es gab große öffentliche Speisehäuser, wohin jeder etwas Fleisch, Gemüse und Korn brachte. Keiner durfte also köstlicher essen als der andere, und die ältesten sorgten bey Tische für Mäßigkeit und eine anständige Unterhaltung, bey welcher die Jünglinge bloß zuhören durften.

Ihr tägliches Gericht war eine schwarze, aber eben nicht süß schmeckende Suppe, zu welcher Blut genommen wurde. Ein König in Asien, der viel von dieser schwarzen Suppe gehört hatte, ließ sich deßwegen ausdrücklich einen Spartanischen Koch kommen. Er fand das Gericht sehr unschmackhaft. Ja, sagte der Koch, dir fehlt die Würze. Und die ist? fragte der König. — Rennen und Reiten, Ringen und Jagen, Baden und Schwimmen! war die Antwort des Koches.

Alle Künste der Ueppigkeit waren aus Sparta verbannt; niemand durfte Gold und Silber haben. Lykurg ließ dagegen Eisengeld schlagen, wovon man nie viel bey sich tragen konnte, und wodurch aller Handel mit Auswärtigen aufgehoben wurde.

Die Reichen verloren bey diesen Einrichtungen, und waren daher nicht ganz damit zufrieden. Einmahl entstand sogar ein Aufruhr, in welchem Lykurg selbst mit einem Stock ins Auge geschlagen wurde. Er blieb ruhig stehen, und zeigte sein blutendes Gesicht dem Vol-

ke. Schaam und Reue ergriff alle, die es sahen; sie ergriffen den Thäter, einen unbesonnenen Jüngling, Nahmens Alkander, und führten ihn zu Lykurg. Dieser nahm ihn zu sich ins Haus, machte ihm aber nie einen Vorwurf, sondern behandelte ihn so liebreich, daß der Jüngling, von der Güte des Lykurg gerührt, aus seinem Gegner sein Freund und Lobredner wurde.

Damit sich die Spartaner von ausländischer Ueppigkeit nicht verführen ließen, wurde den Fremden der Aufenthalt in Sparta sehr erschwert, und den Spartanern selbst das Reisen in andere Gegenden, außer in Staatsangelegenheiten und zu den allgemeinen Volksspielen, streng verbothen. Ihr Vaterland sollte ihnen über alles gehen, und durch Nüchternheit, Eintracht und Stärke sollten sie immer im Stande seyn, es zu beschützen. Mauern sollte die Stadt nicht haben; denn, sagte Lykurg, die Tapferkeit unsrer Bürger soll unsre Mauer seyn. Und so blieb die Stadt auch ohne Mauern, so lange der strenge, kriegerische Sinn der Bürger

sich erhielt. Erst nach mehr als 800 Jahren (etwa 200 Jahre vor Christi Geburt), als die Spartaner ausgeartet waren von ihrer alten Männlichkeit und in unaufhörlichen Streitigkeiten mit den andern Griechen lebten, da erst baueten sie ihrer Stadt Mauern.

Kein freyer Mann in Sparta durfte sich mit Ackerbau und Handarbeit beschäftigen; diese überließ man den unterjochten Völkern, die man wie Sclaven mißbrauchte. Die Spartaner sollten bloß Soldaten seyn; daher waren ihre Beschäftigungen kriegerische Uebungen, Jagd und Besuch der Volksversammlungen, wo über die allgemeinen Angelegenheiten des Staats gesprochen wurde. Deßwegen hatten auch die Spartaner den Ruhm, die tapfersten und geschicktesten Soldaten in ganz Griechenland zu seyn, und Sparta galt vor den Persischen Kriegen als der erste Staat in Griechenland. Geschmückt und fröhlich zogen die ersteren in die Schlacht; der Angriff geschah langsam unter dem Schall der Flöten, nicht mit Wuth, sondern mit kalter Ruhe und Besonnenheit. Sie fochten mit kur-

zen Schwertern; denn wir lieben, sagte einst ein Spartaner, dem Feinde nahe zu seyn.

Zu diesem ernsten, männlichen Sinne bildete Lykurg die Spartaner gleich von Kindheit an, und damit auch die Mütter und Schwestern ihre Söhne und Brüder nicht verweichlichten, mußten auch Weiber und Mädchen ihren Körper durch Laufen, Ringen, Werfen abhärten und geschmeidig machen. Sie sangen und tanzten öffentlich, lobten und tadelten die Jünglinge, und diese bothen alle Kräfte auf, um dem Spotte der Jungfrauen zu entgehen; denn in Sparta war es eine große Ehre, von den Weibern gelobt zu werden.

Als ein Spartanischer Jüngling in die Schlacht auszog, gab ihm seine Mutter den Schild mit den Worten: Mit ihm oder auf ihm; das heißt: Kehre aus der Schlacht zurück nicht anders denn als Sieger mit deinem Schilde (denn die Schilde der Alten waren so groß, daß sie den ganzen Mann deckten, und daher sehr schwer; Flüchtlinge warfen sie gewöhnlich weg, um schneller fliehen zu können, weßhalb es bey

ste von Kleinasien, die den Krösus hatten unterstützen wollen. Sie schickten daher Gesandte an Cyrus, und ließen ihm Freundschaft und Bündniß anbiethen, die er ihnen vorher angebothen, die sie aber nicht angenommen hatten. Cyrus erzählte den Gesandten statt der Antwort eine Fabel: Es war einmahl ein Fischer, der saß lange am Ufer, und pfiff den Fischen zum Tanz; sie wollten aber nicht kommen. Da nahm er sein Netz und fing sie, und als er sie ans Land zog, und sie da um ihn herum sprangen, sagte er: Hört jetzt nur auf zu tanzen, da ihr vorhin auf mein Pfeifen nicht habt tanzen wollen. —

Einer der Generale des Cyrus unterwarf ihm darauf die Asiatischen Griechen, wiewohl sich mehrere darunter tapfer wehrten, und einige lieber ihr Vaterland verließen, als Sclaven der Perser seyn wollten. Ein Haufen der von hier ausgewanderten Griechen ging nach Frankreich, und baute unten, an der Küste des mittelländischen Meeres, die Stadt Marseille, die älteste Stadt, von der wir in Frankreich

wissen. — Cyrus selbst zog gegen Babylon, und ungeachtet der hohen und dicken Mauern und der tiefen Gräben, bezwang er die Stadt durch List. Er ließ das Wasser des Euphrats durch einen Canal ableiten, und in einer Nacht, als die Babylonier ein Fest feyerten, marschirten die Perser das Bett des Flusses hinab, unter der Mauer durch, überfielen die unbewaffneten, zum Theil berauschten Bürger, und Cyrus ward Herr von Babylon und dem ganzen Babylonischen Reiche.

So gründete Cyrus das große Persische Reich, und seine Herrschaft erstreckte sich vom mittelländischen Meere bis nach dem Indus. Sein Sohn eroberte Egypten, und der darauf folgende König, Darius, erweiterte das Reich in Osten und Westen; er eroberte das Land am Indus, und ging über den Hellespont durch Thracien bis jenseits der Donau, und wollte auch Griechenland unterjochen. Aber hier bekam er einen harten und unglücklichen Kampf.

VII.

Lykurg und das Spartanische Volk *).

Eines der merkwürdigsten und achtungswerthesten Völker der alten Welt war das Spartanische, das mit dem Atheniensischen wetteiferte, und es in mancher Hinsicht übertraf.

Die Spartaner, auch Lacedämonier oder Lakonier, waren streng, hart und kriegerisch. Die Einrichtungen, wodurch sie zu jener rauhen, kriegerischen Lebensweise, die ihnen eigen war, verpflichtet wurden, erhielten sie besonders durch Lykurg um das Jahr 888 vor Christo, um die Zeit, als das große Assyrische Reich in Ober-Asien unter Sardanapal gestürzt wurde.

*) Nach Bredow, Becker u. A.

Lykurg, ein kluger Mann, wußte seine Gesetze der Natur und Weise des Volkes so anzupassen, daß es ganz in dieselben eingehen konnte, und daß diese Gesetze nur die unentwickelte Anlage der Natur zu einem festen, dauernden Sinne ausbildeten.

Es regierten in Sparta immer zwey Könige zugleich, und da jeder von beyden die größte Gewalt an sich zu reißen suchte, entstanden Parteyen und Unruhen. In einem solchen Aufruhr wurde ein König auf öffentlichem Platze erstochen. Der älteste seiner beyden Söhne wurde König, starb aber bald, und sein Bruder Lykurg folgte ihm. Doch nicht lange nachher bekam die Witwe des eben verstorbenen Königs einen Sohn. Lykurg legte sogleich die königliche Regierung nieder, und wiewohl das Volk ihn sehr bath, sie fortzubehalten, übernahm er sie doch nur als Vormund seines Neffen. Diese edle Selbstverläugnung, eine so hohe angebothene Würde auszuschlagen, erhöhete die allgemeine Achtung, in welcher Lykurg bereits wegen seiner Weisheit stand. Doch

fehlte es ihm auch, als einem ausgezeichneten Manne, an Feinden nicht. Die Witwe seines Bruders hatte ihn zu heirathen gewünscht, er hatte es aber abgeschlagen, und da sie ihm anboth, ihr Kind zu tödten, damit er König bleiben könnte, hatte er ihr den neugebornen Sohn wegnehmen lassen. Diese Frau suchte nun das Volk gegen Lykurg aufzuwiegeln, als ob er seine Absichten dabey habe, daß er ihr das Kind weggenommen, und das leichtsinnige Volk ließ sich durch sie täuschen.

Als Lykurg das Mißtrauen des Volkes merkte, verließ er Sparta, reiste nach Kreta (jetzt Candia), wo weise Gesetze herrschten; kam nach dem kunstreichen Egypten, besuchte die reicheren, durch Handel blühenden Landsleute an der Westküste Klein-Asiens, und kehrte so, mit Kenntnissen bereichert, nach einer zehnjährigen Reise in seine Vaterstadt zurück. Hier wurde er mit allgemeinem Jubel empfangen; denn man hatte bald erkannt, wie ungerecht der Verdacht gegen ihn gewesen sey; die Unruhen waren aufs neue und allgemeiner

ausgebrochen, und man sah mit Sehnsucht auf Lykurg, als den Einzigen, der die Stadt retten und ordnen könnte. Lykurg übernahm den Antrag, und nachdem die heiligen Priester im Nahmen der Götter den Orakelspruch gethan hatten: „Sparta werde der blühendste Staat auf der Erde seyn, so lange man Lykurgs Einrichtungen bewahre," machte er seine Gesetze öffentlich bekannt, doch nicht geschrieben, sondern er ließ sie in Verse bringen, und jeder Bürger mußte sie auswendig lernen.

Eine Hauptabsicht des Lykurg bey seinen Gesetzen war Gleichheit und Einigkeit der Bürger. Daher vertheilte er alles Land in gleiche Theile nach der Anzahl der Bürger; Pferde, Waffen und Ackergeräth waren gemeinschaftlich; keine Familie aß für sich allein, sondern es gab große öffentliche Speisehäuser, wohin jeder etwas Fleisch, Gemüse und Korn brachte. Keiner durfte also köstlicher essen als der andere, und die ältesten sorgten bey Tische für Mäßigkeit und eine anständige Unterhaltung, bey welcher die Jünglinge bloß zuhören durften.

Ihr tägliches Gericht war eine schwarze, aber eben nicht süß schmeckende Suppe, zu welcher Blut genommen wurde. Ein König in Asien, der viel von dieser schwarzen Suppe gehört hatte, ließ sich deßwegen ausdrücklich einen Spartanischen Koch kommen. Er fand das Gericht sehr unschmackhaft. Ja, sagte der Koch, dir fehlt die Würze. Und die ist? fragte der König. — Rennen und Reiten, Ringen und Jagen, Baden und Schwimmen! war die Antwort des Koches.

Alle Künste der Ueppigkeit waren aus Sparta verbannt; niemand durfte Gold und Silber haben. Lykurg ließ dagegen Eisengeld schlagen, wovon man nie viel bey sich tragen konnte, und wodurch aller Handel mit Auswärtigen aufgehoben wurde.

Die Reichen verloren bey diesen Einrichtungen, und waren daher nicht ganz damit zufrieden. Einmahl entstand sogar ein Aufruhr, in welchem Lykurg selbst mit einem Stock ins Auge geschlagen wurde. Er blieb ruhig stehen, und zeigte sein blutendes Gesicht dem Vol-

ke. Schaam und Reue ergriff alle, die es sahen; sie ergriffen den Thäter, einen unbesonnenen Jüngling, Nahmens Alkander, und führten ihn zu Lykurg. Dieser nahm ihn zu sich ins Haus, machte ihm aber nie einen Vorwurf, sondern behandelte ihn so liebreich, daß der Jüngling, von der Güte des Lykurg gerührt, aus seinem Gegner sein Freund und Lobredner wurde.

Damit sich die Spartaner von ausländischer Ueppigkeit nicht verführen ließen, wurde den Fremden der Aufenthalt in Sparta sehr erschwert, und den Spartanern selbst das Reisen in andere Gegenden, außer in Staatsangelegenheiten und zu den allgemeinen Volksspielen, streng verbothen. Ihr Vaterland sollte ihnen über alles gehen, und durch Nüchternheit, Eintracht und Stärke sollten sie immer im Stande seyn, es zu beschützen. Mauern sollte die Stadt nicht haben; denn, sagte Lykurg, die Tapferkeit unsrer Bürger soll unsre Mauer seyn. Und so blieb die Stadt auch ohne Mauern, so lange der strenge, kriegerische Sinn der Bürger

ste von Kleinasien, die den Krösus hatten unterstützen wollen. Sie schickten daher Gesandte an Cyrus, und ließen ihm Freundschaft und Bündniß anbiethen, die er ihnen vorher angebothen, die sie aber nicht angenommen hatten. Cyrus erzählte den Gesandten statt der Antwort eine Fabel: Es war einmahl ein Fischer, der saß lange am Ufer, und pfiff den Fischen zum Tanz; sie wollten aber nicht kommen. Da nahm er sein Netz und fing sie, und als er sie ans Land zog, und sie da um ihn herum sprangen, sagte er: Hört jetzt nur auf zu tanzen, da ihr vorhin auf mein Pfeifen nicht habt tanzen wollen. —

Einer der Generale des Cyrus unterwarf ihm darauf die Asiatischen Griechen, wiewohl sich mehrere darunter tapfer wehrten, und einige lieber ihr Vaterland verließen, als Sclaven der Perser seyn wollten. Ein Haufen der von hier ausgewanderten Griechen ging nach Frankreich, und baute unten, an der Küste des mittelländischen Meeres, die Stadt Marseille, die älteste Stadt, von der wir in Frankreich

wissen. — Cyrus selbst zog gegen Babylon, und ungeachtet der hohen und dicken Mauern und der tiefen Gräben, bezwang er die Stadt durch List. Er ließ das Wasser des Euphrats durch einen Canal ableiten, und in einer Nacht, als die Babylonier ein Fest feyerten, marschirten die Perser das Bett des Flusses hinab, unter der Mauer durch, überfielen die unbewaffneten, zum Theil berauschten Bürger, und Cyrus ward Herr von Babylon und dem ganzen Babylonischen Reiche.

So gründete Cyrus das große Persische Reich, und seine Herrschaft erstreckte sich vom mittelländischen Meere bis nach dem Indus. Sein Sohn eroberte Egypten, und der darauf folgende König, Darius, erweiterte das Reich in Osten und Westen; er eroberte das Land am Indus, und ging über den Hellespont durch Thracien bis jenseits der Donau, und wollte auch Griechenland unterjochen. Aber hier bekam er einen harten und unglücklichen Kampf.

VII.

Lykurg und das Spartanische Volk *).

Eines der merkwürdigsten und achtungswerthesten Völker der alten Welt war das Spartanische, das mit dem Atheniensischen wetteiferte, und es in mancher Hinsicht übertraf.

Die Spartaner, auch Lacedämonier oder Lakonier, waren streng, hart und kriegerisch. Die Einrichtungen, wodurch sie zu jener rauhen, kriegerischen Lebensweise, die ihnen eigen war, verpflichtet wurden, erhielten sie besonders durch Lykurg um das Jahr 888 vor Christo, um die Zeit, als das große Assyrische Reich in Ober-Asien unter Sardanapal gestürzt wurde.

*) Nach Bredow, Becker u. A.

Lykurg, ein kluger Mann, wußte seine Gesetze der Natur und Weise des Volkes so anzupassen, daß es ganz in dieselben eingehen konnte, und daß diese Gesetze nur die unentwickelte Anlage der Natur zu einem festen, dauernden Sinne ausbildeten.

Es regierten in Sparta immer zwey Könige zugleich, und da jeder von beyden die größte Gewalt an sich zu reißen suchte, entstanden Parteyen und Unruhen. In einem solchen Aufruhr wurde ein König auf öffentlichem Platze erstochen. Der älteste seiner beyden Söhne wurde König, starb aber bald, und sein Bruder Lykurg folgte ihm. Doch nicht lange nachher bekam die Witwe des eben verstorbenen Königs einen Sohn. Lykurg legte sogleich die königliche Regierung nieder, und wiewohl das Volk ihn sehr bath, sie fortzubehalten, übernahm er sie doch nur als Vormund seines Neffen. Diese edle Selbstverläugnung, eine so hohe angebothene Würde auszuschlagen, erhöhete die allgemeine Achtung, in welcher Lykurg bereits wegen seiner Weisheit stand. Doch

fehlte es ihm auch, als einem ausgezeichneten Manne, an Feinden nicht. Die Witwe seines Bruders hatte ihn zu heirathen gewünscht, er hatte es aber abgeschlagen, und da sie ihm anboth, ihr Kind zu tödten, damit er König bleiben könnte, hatte er ihr den neugebornen Sohn wegnehmen lassen. Diese Frau suchte nun das Volk gegen Lykurg aufzuwiegeln, als ob er feine Absichten dabey habe, daß er ihr das Kind weggenommen, und das leichtsinnige Volk ließ sich durch sie täuschen.

Als Lykurg das Mißtrauen des Volkes merkte, verließ er Sparta, reiste nach Kreta (jetzt Candia), wo weise Gesetze herrschten; kam nach dem kunstreichen Egypten, besuchte die reicheren, durch Handel blühenden Landsleute an der Westküste Klein-Asiens, und kehrte so, mit Kenntnissen bereichert, nach einer zehnjährigen Reise in seine Vaterstadt zurück. Hier wurde er mit allgemeinem Jubel empfangen; denn man hatte bald erkannt, wie ungerecht der Verdacht gegen ihn gewesen sey; die Unruhen waren aufs neue und allgemeiner

ausgebrochen, und man sah mit Sehnsucht auf Lykurg, als den Einzigen, der die Stadt retten und ordnen könnte. Lykurg übernahm den Antrag, und nachdem die heiligen Priester im Nahmen der Götter den Orakelspruch gethan hatten: „Sparta werde der blühendste Staat auf der Erde seyn, so lange man Lykurgs Einrichtungen bewahre," machte er seine Gesetze öffentlich bekannt, doch nicht geschrieben, sondern er ließ sie in Verse bringen, und jeder Bürger mußte sie auswendig lernen.

Eine Hauptabsicht des Lykurg bey seinen Gesetzen war Gleichheit und Einigkeit der Bürger. Daher vertheilte er alles Land in gleiche Theile nach der Anzahl der Bürger; Pferde, Waffen und Ackergeräth waren gemeinschaftlich; keine Familie aß für sich allein, sondern es gab große öffentliche Speisehäuser, wohin jeder etwas Fleisch, Gemüse und Korn brachte. Keiner durfte also köstlicher essen als der andere, und die ältesten sorgten bey Tische für Mäßigkeit und eine anständige Unterhaltung, bey welcher die Jünglinge bloß zuhören durften.

Ihr tägliches Gericht war eine schwarze, aber eben nicht süß schmeckende Suppe, zu welcher Blut genommen wurde. Ein König in Asien, der viel von dieser schwarzen Suppe gehört hatte, ließ sich deßwegen ausdrücklich einen Spartanischen Koch kommen. Er fand das Gericht sehr unschmackhaft. Ja, sagte der Koch, dir fehlt die Würze. Und die ist? fragte der König. — Rennen und Reiten, Ringen und Jagen, Baden und Schwimmen! war die Antwort des Koches.

Alle Künste der Ueppigkeit waren aus Sparta verbannt; niemand durfte Gold und Silber haben. Lykurg ließ dagegen Eisengeld schlagen, wovon man nie viel bey sich tragen konnte, und wodurch aller Handel mit Auswärtigen aufgehoben wurde.

Die Reichen verloren bey diesen Einrichtungen, und waren daher nicht ganz damit zufrieden. Einmahl entstand sogar ein Aufruhr, in welchem Lykurg selbst mit einem Stock ins Auge geschlagen wurde. Er blieb ruhig stehen, und zeigte sein blutendes Gesicht dem Vol-

ke. Schaam und Reue ergriff alle, die es sahen; sie ergriffen den Thäter, einen unbesonnenen Jüngling, Nahmens Alkander, und führten ihn zu Lykurg. Dieser nahm ihn zu sich ins Haus, machte ihm aber nie einen Vorwurf, sondern behandelte ihn so liebreich, daß der Jüngling, von der Güte des Lykurg gerührt, aus seinem Gegner sein Freund und Lobredner wurde.

Damit sich die Spartaner von ausländischer Ueppigkeit nicht verführen ließen, wurde den Fremden der Aufenthalt in Sparta sehr erschwert, und den Spartanern selbst das Reisen in andere Gegenden, außer in Staatsangelegenheiten und zu den allgemeinen Volksspielen, streng verbothen. Ihr Vaterland sollte ihnen über alles gehen, und durch Nüchternheit, Eintracht und Stärke sollten sie immer im Stande seyn, es zu beschützen. Mauern sollte die Stadt nicht haben; denn, sagte Lykurg, die Tapferkeit unsrer Bürger soll unsre Mauer seyn. Und so blieb die Stadt auch ohne Mauern, so lange der strenge, kriegerische Sinn der Bürger

sich erhielt. Erst nach mehr als 800 Jahren (etwa 200 Jahre vor Christi Geburt), als die Spartaner ausgeartet waren von ihrer alten Männlichkeit und in unaufhörlichen Streitigkeiten mit den andern Griechen lebten, da erst baueten sie ihrer Stadt Mauern.

Kein freyer Mann in Sparta durfte sich mit Ackerbau und Handarbeit beschäftigen; diese überließ man den unterjochten Völkern, die man wie Sclaven mißbrauchte. Die Spartaner sollten bloß Soldaten seyn; daher waren ihre Beschäftigungen kriegerische Uebungen, Jagd und Besuch der Volksversammlungen, wo über die allgemeinen Angelegenheiten des Staats gesprochen wurde. Deßwegen hatten auch die Spartaner den Ruhm, die tapfersten und geschicktesten Soldaten in ganz Griechenland zu seyn, und Sparta galt vor den Persischen Kriegen als der erste Staat in Griechenland. Geschmückt und fröhlich zogen die ersteren in die Schlacht; der Angriff geschah langsam unter dem Schall der Flöten, nicht mit Wuth, sondern mit kalter Ruhe und Besonnenheit. Sie fochten mit kur-

zen Schwertern; denn wir lieben, sagte einst ein Spartaner, dem Feinde nahe zu seyn.

Zu diesem ernsten, männlichen Sinne bildete Lykurg die Spartaner gleich von Kindheit an, und damit auch die Mütter und Schwestern ihre Söhne und Brüder nicht verweichlichten, mußten auch Weiber und Mädchen ihren Körper durch Laufen, Ringen, Werfen abhärten und geschmeidig machen. Sie sangen und tanzten öffentlich, lobten und tadelten die Jünglinge, und diese bothen alle Kräfte auf, um dem Spotte der Jungfrauen zu entgehen; denn in Sparta war es eine große Ehre, von den Weibern gelobt zu werden.

Als ein Spartanischer Jüngling in die Schlacht auszog, gab ihm seine Mutter den Schild mit den Worten: Mit ihm oder auf ihm; das heißt: Kehre aus der Schlacht zurück nicht anders denn als Sieger mit deinem Schilde (denn die Schilde der Alten waren so groß, daß sie den ganzen Mann deckten, und daher sehr schwer; Flüchtlinge warfen sie gewöhnlich weg, um schneller fliehen zu können, weßhalb es bey

den Alten ein großer Schimpf war, ohne Schild aus der Schlacht wieder zu kehren). Oder fällst du, so sey es doch nur nach der tapfersten Vertheidigung, so daß du auch todt den Schild dir bewahrest, und auf ihm zurückgetragen werdest.

Als eine andere Spartanerinn die Nachricht erhielt, ihr Sohn sey gefallen, fragte sie nur: Und hat er gesiegt? Und als man ihr das bejahete, fuhr sie fröhlich fort: Dazu habe ich der Welt einen Sohn gegeben und auferzogen, damit einer wäre, der für das Vaterland zu sterben wüßte.

Die Erziehung der Spartaner war sehr hart. Jedes neugeborne Kind ward gleich nach der Geburt besichtigt, und, wenn es verkrüppelt war, zum Verhungern ausgesetzt. Die Kinder wurden nicht gewickelt, sondern nur mit einer leichten Decke überdeckt, daß sie frey die kleinen Glieder bewegen konnten. Dieser Behandlung der Säuglinge wegen waren die Spartaner im Alterthume so berühmt, daß sich die andern Griechen Spartanische Ammen verschrieben.

Bis ins achte Jahr wurden die Knaben von den Müttern erzogen, und mußten auf harten Betten von Rohr schlafen. Dann kamen sie unter strenge männliche Aufsicht. Jeder Jüngling mußte sich mit der größten Achtung und Bescheidenheit gegen Aeltere betragen, durfte in ihrer Gesellschaft nicht sprechen, als wenn er gefragt wurde, und mußte jedem Greise, der ihn auf der Straße anredete, mit Bescheidenheit antworten. Sie wurden unterrichtet im Tanzen, Springen, Rennen, Reiten, in der Musik und im richtigen und guten Sprechen. Es wurden ihnen Fragen vorgelegt, worauf eine kluge Antwort gehörte, und die Spartaner, auch Lakonier genannt, erlangten eine solche Fertigkeit darin, daß man noch jetzt eine kurze und vielsagende Antwort eine lakonische nennt. Unüberlegtes und leeres Geschwätz wurde gar nicht geduldet; verständige Gedanken aber und witzige Einfälle wurden mit Beyfall belohnt.

Die Spartanischen Jünglinge wurden ferner abgehärtet gegen Hunger und Wachen, Hitze und Frost, ja selbst gegen empfindliche Kör-

verschmerzen. Zu diesem Zweck wurden sie als Knaben schon jährlich einmahl an einem öffentlichen Volksfeste mit Geißeln blutig gepeitscht, und keiner durfte eine Miene des Schmerzens zeigen. Manche sollen die Standhaftigkeit dabey so weit getrieben haben, daß sie ohne einen Klagelaut todt am Altare der Göttinn niedergesunken sind. — Oft wurden betrunkene Sclaven in den Speisesaal geführt, damit die Jugend das Widrige der Trunkenheit kennen lernen und dieß Laster meiden möchte. Muster der Mäßigkeit dagegen sahen sie an allen den ehrwürdigen Greisen, von denen sie umgeben waren, vorzüglich an den acht und zwanzig Rathsherren der Könige, von denen keiner unter sechzig Jahre alt seyn durfte, und die nur nach Tugend und Verdienst gewählt wurden.

Durch diese Einrichtungen und Gesetze bildete Lykurg aus seinen Spartanern ein furchtbares Heldenvolk, dem aber auch alle edlere Geistesbildung und jede sanftere Regung des Herzens fremd blieb. Da war keine Liebe zu

den Künsten, kein reges Streben nach Wissenschaft; der kunstreiche Handwerker, der schön arbeitende Künstler wurde nicht geschätzt und aufgemuntert, und Gesang und Tanz selbst wurden nur geübt, in so fern dadurch kriegerischer Muth geweckt und dem Körper Gelenkigkeit gegeben ward. Wahrscheinlich fand Lykurg bereits diese rauhe, kriegerische Stimmung bey seinem Volke vor, und glaubte daher, die Spartaner würden bey diesen ihren Neigungen angemessenen Gesetzen glücklich seyn. Er ließ sie vor den Häuptern des Volkes schwören, seine Gesetze zu halten bis zu seiner Wiederkehr. Darauf verließ er Sparta, und kehrte nicht wieder zurück. Niemand weiß, wie oder wo er gestorben ist.

VIII.

Einiges aus der Geschichte der Erfindungen. *)

Das Feuer. Das Kochen. Bearbeitung der Metalle. Baukunst.

Ungeachtet das Feuer, das fast bey allen Zubereitungen des Brotes und der Getränke erfordert wurde, früher den Menschen bekannt seyn mußte, als das Brot und diese Getränke; ungeachtet es uns so natürlich und fast durchaus nothwendig scheint, mit dem Feuer bekannt zu seyn: so stimmen doch alle Erzählungen der Alten darin überein, daß unsre ältesten Vorfahren die Mittel, Feuer zu machen, nicht ge-

*) Nach Bredow, Becker u. A.

kannt haben. Und wir werden uns darüber weniger wundern, wenn wir hören, daß die Einwohner der Marianischen Inseln (sie liegen nicht weit von der östlichen Küste Asiens, bey den Carolinen), als diese im J. 1521 von dem Portugiesen Magellan entdeckt wurden, keinen Begriff vom Feuer hatten. Sie staunten wie über ein Wunder, als sie Magellan und seine Schiffsgenossen Feuer anmachen sahen, und hielten die Flamme für ein Thier, das sich an das Holz hänge und davon nähre. Einige traten näher und verbrannten sich; dadurch geriethen alle übrigen so in Schrecken, daß sie es nicht wagten, nahe zu kommen, sondern nur von Ferne standen und das Feuer ansahen, aus Furcht, wie sie sagten, gebissen zu werden, und damit dieß fürchterliche Thier durch seinen gewaltsamen Hauch sie nicht verletzen möchte. — Und diese Bewohner der Marianen sind nicht die einzigen Menschen, von denen man weiß, daß sie das Feuer nicht kannten: Mehrern Völkern Amerika's war es vor der Ankunft der Europäer gleichfalls fremd.

Indeß haben die Völker des Alterthums das Feuer doch unstreitig schon früh kennen und fortpflanzen gelernt. Bey den Juden findet sich gar keine Nachricht, daß zu irgend einer Zeit unter ihnen dasselbe nicht bekannt gewesen sey. Kain und Abel verbrennen bereits ihre Opfer. — Die alten Griechen erhielten es wahrscheinlich durch einen Blitz, der einen Baum zündete, dessen Mark schwammartig war. In diesem Mark erhielt sich die Gluth noch lange nachher, und dieß führte wahrscheinlich einen klugen, vorschauenden Mann auf den Gedanken, das Mark solcher Bäume als eine Art von Zunder zu gebrauchen, und dadurch das Feuer zu bewahren und fortzupflanzen. Die Griechen erzählen dieß in ihrer dichterischen Sprache so: Prometheus, das heißt, der kluge Vorausdenker, habe das Feuer vom Himmel gehohlt in einem markigen Ferulstabe, einer großen Art Dill, Riesenfenchel genannt, die nur in den südlichen Ländern wächst, zehn Fuß hoch und höher, und deren Mark man noch jetzt in Italien als Zunder ge-

braucht. — Die bey uns gewöhnliche und bequeme Art, durch geschlagene Kiesel Feuer zu erhalten, war weder bey den Alten allgemein im Gebrauch, noch ist sie jetzt den Wilden bekannt, sondern gewöhnlich war es und ist es noch, Stücke trockenes Holz an einander zu reiben, bis sie sich zur Flamme erhitzen. Und dieß war wohl in den meisten Gegenden die erste und älteste Art, Feuer zu erwecken.

Die Kenntniß, sich Feuer zu verschaffen, ist für den Menschen eine der wichtigsten und wohlthätigsten. Durch sie erst wird es ihm möglich, sich schmackhafte und leichter verdauliche Kost zu bereiten; durch sie erst wird ihm die Bearbeitung der Metalle möglich, und erst, wenn diese erfunden ist, könnten feste und schöne Gebäude aufgeführt, und zweckmäßiges und bequemes Hausgeräthe gearbeitet werden.

Wahrscheinlich gebrauchte man das Feuer Anfangs vorzüglich, wo nicht einzig, um sich Speisen zu bereiten. Die Art und Weise, wie man hiezu das Feuer benutzte, war manchmahl wohl eben so sonderbar, als sie es noch

jetzt bey vielen rohen Völkern ist, da es an den nöthigen Geschirren fehlte. So hat man Völker gefunden, welche die Schweine dadurch braten, daß sie glühende Kohlen oder Steine in ihren Leib legen. Andere gießen Wasser in die Höhlung eines Felsens, und werfen so lange glühende Kohlen oder Steine hinein, bis das darin liegende Fleisch oder Gemüse ihnen gar gekocht zu seyn scheint. Das Gefühl der Unbequemlichkeit bey solchen Kochweisen und der Zufall führten dann wohl nach und nach in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Mittel, die Speisen passender und bequemer zu bereiten. So kochen einige Völker des südöstlichen Asiens den Reiß in der Schale einer Kokosnuß; sie stellen diese ans Feuer, und der Reiß kocht, indem die Kokusschale brennt; er wird aber gar, ehe die Schale ganz verbrannt ist. — Eine Hauptverbesserung war, daß man Holz aushöhlte, um darin die Speisen zu kochen. Denn brannte auch Anfangs das Holz in der Flamme an: so machte man doch unstreitig am gewöhnlichsten das Feuer auf der bloßen Erde, viel-

leicht auch in einem Loche in der Erde, und da konnte das hölzerne Gefäß leicht zufällig mit Erde oder Thon bedeckt werden, und dem Aufmerksamen das Mittel zeigen, wodurch das Holz gegen die Flamme geschützt werden könnte. Eine solche Beobachtung führte wahrscheinlich auf die Erfindung der Töpferkunst. Den Israeliten waren die irdenen Töpfe zu Moses Zeit bekannt, vermuthlich aus Egypten her. In Griechenland und Italien scheinen sie erst später bekannt worden zu seyn.

Am wichtigsten und nützlichsten wurde das Feuer in Hinsicht der Bearbeitung der Metalle, einer der wohlthätigsten, aber auch kunstreichsten Erfindungen. Denn wenn man bedenkt, wie mannigfaltige und zusammengesetzte Vorarbeiten nothwendig sind, ehe die Metalle sich nach der Willkühr gestalten lassen, wie man erst sie auffinden, von dem nicht = metallischen Zusatze reinigen, durch ein heftiges Feuer glühend machen, wie man Hammer, Zange und andere Werkzeuge haben muß, um das glühende, erweichte Eisen in beliebige Formen bilden zu

können: so geräth man in das lebhafteste Erstaunen, und möchte es unbegreiflich finden, wie der menschliche Verstand dieß alles habe ausdenken können, und in so frühen Zeiten schon, daß bereits die ältesten Egypter, Israeliten und Griechen bearbeitetes Metall kennen, wenn nicht auch noch in neuerer Zeit uns eine mannigfaltige Erfahrung gelehrt hätte, daß die meisten Erfindungen und oft die kunstreichsten durch den von Gott geleiteten Zufall herbeygeführt wurden, so, daß der Mensch nur aufzumerken nöthig hatte. — In der Bibel wird erzählt, daß bald einer der ersten Nachkommen Kains, Tubalkain, in Erz und Eisenwerk gearbeitet habe (1. B. Mos. IV., 12). Und die Griechen rühmten, daß eben der kluge Vorausdenker Prometheus, der das Feuer vom Himmel herabbrachte, zugleich mit dem Feuer die Kunst, in Metall zu arbeiten, unter den Menschen verbreitete. — Indeß war dasjenige Metall, welches unter uns im allgemeinsten Gebrauch ist, das Eisen, im Alterthume nicht das bekannteste. Denn man findet das Eisen

äußerst selten gediegen, fast immer mit Steinarten oder andern Metallen vermischt, in welchem Zustande man es Eisenerz oder Eisenstein nennt. Dieß Eisenerz ist nicht leicht zu erkennen. Und unter allen Metallen erfordert das Eisen die heftigste Gluth, um gereinigt und so erweicht zu werden, daß es sich in beliebige Gestalten formen läßt. Daher wurden Gold, Silber und Kupfer weit früher verarbeitet, und Kupfer scheint im höheren Alterthume so allgemein gebraucht worden zu seyn, als jetzt das Eisen; denn Kupfer findet man häufiger gediegen, und es läßt sich leichter in bestimmte Formen umbilden. So fand man in Egyptischen Bergwerken, die verschüttet in spätern Zeiten wieder entdeckt wurden, nichts als kupferne Werkzeuge. In Sibirien findet man in einigen Gegenden Spuren eines alten Bergbaues, und alle alte Werkzeuge, Keile, Messer, Dolche, Pfeilspitzen sind von Kupfer. Als 1492 Amerika entdeckt wurde, waren die Waffen und Geräthe der Amerikaner größtentheils von Kupfer, ungeachtet das Eisen sich ziemlich reich-

lich und nah an der Erdoberfläche fand. Noch jetzt sind in Japan, der großen Insel am östlichen Asien, fast alle die Werkzeuge, die wir von Eisen haben, aus Kupfer. Und was in der Bibel und bey den alten Griechen als das häufigste Metall genannt wird, das Erz, scheint großentheils Kupfer gewesen zu seyn. Auch sieht man nicht, daß zu dem Bau der Stiftshütte, die Moses in der Wüste aufrichtete, noch zu dem Tempelbau Salomons Eisen genommen worden sey. Am frühesten scheint man in Egypten die Metalle mit einiger Vollkommenheit bearbeitet zu haben; dorther lernten es wenigstens die Juden und die Griechen.

Wie mag man überhaupt auf die Erfindung gekommen seyn? wie entdeckte man zuerst Erzminen? — Ein Indianer in Peru (in Süd-Amerika), der einen Felsen hinan kletterte, um ein ihm entlaufenes Lama (eine kamehlartige Ziege), herabzuhohlen, hielt sich an einem Zweige, der aus der Ritze eines Felsens hervor wuchs. Der Zweig riß aus, und der Indianer sah in der Ritze etwas glänzen; er untersuchte, und

eine der reichsten Silberminen der Erde war entdeckt, die Silbermine zu Potosi, im J. 1545, jetzt freylich ganz erschöpft. — Im Jahr 972 ritt ein Edelmann auf einem Berge bey Goslar, in Nieder-Sachsen, am Harzgebirge; er stieg ab, um dort zu jagen, und band sein Pferd, welches Rammel hieß, an einen Baum. Als er zurück kam, sah er, daß sein Pferd mit dem Fuße in der Erde gescharrt und ein Erz entblößt hatte. Er suchte weiter nach, entdeckte einen Bleyglanz, und legte an dem Orte, den er von seinem Pferde Rammelsberg nannte, ein Bergwerk an, worin man noch jetzt Bley-, Kupfer- und Silbererze bricht. — Zufälligkeiten solcher Art entdeckten auch wohl in den ältesten Zeiten Metalle und Minen, und damahls um so leichter, je näher der Erdoberfläche gediegenes Metall lag.

Doch wie erfand man das Schmelzen? wie lernte man durch Glühen die Metalle erweichen? — Schiffer wurden nach einer unbekannten Insel verschlagen. Am Fuße eines Berges machten sie sich Feuer, stellten einige

Steine nach Art eines Herdes herum, und plötzlich fing an ein Strom von Silber zu fließen. — Ein Spanischer Schiffshauptmann wurde, während einer Fahrt von Ostindien nach dem mittlern Amerika, gezwungen, auf einer Insel im großen Weltmeer zu landen. Er ließ den Ofen seines Schiffes an das Ufer bringen, um ihn auszubessern. Man legte einige Schichten von Erde, um einen Herd zu machen. Als das Schiff nach Akapulko, in Mexiko, kam, fand man mit nicht geringem Erstaunen im Aschenloche des Ofens ein Stück Gold, welches durch das starke Feuer aus der Erde geschmolzen war. — So ist man auch wohl in den ältesten Zeiten durch Zufälle auf diese Entdeckung gekommen, besonders als man noch keine Geschirre hatte, sondern Felsstücke als Töpfe gebrauchte. Da kann es sich leicht einmahl getroffen haben, daß durch die Hitze des Feuers, zu nicht geringem Schrecken und Erstaunen der Kochenden, ein steinernes Geschirr wie Wasser zerfloß, und nachher, wie es erkaltete, wiederum hart wurde. Bey diesem Zerfließen konnte

es durch zufällige Rinnen in dem Boden oder durch herumliegende Steine eine besondere Gestalt erhalten haben, und so konnte ein nachdenkender Mann darauf geführt werden, dieß mit Steinen und Felsstücken ähnlicher Art zu wiederhohlen, und durch eingedrückte Fugen dem zerfließenden Metall bestimmte gewählte Gestalten zu geben. — Auch der Auswurf feuerspeyender Berge konnte die Anwohner derselben auf die Entdeckung des Schmelzens führen, wenn bey der heftigen innern Gluth der Erde metallhaltige Felsen in Fluß geriethen, und nachher erkaltet sich wieder hart zeigten. Den Griechen wenigstens schien dieß der natürlichste Ursprung der Schmiedekunst, so, daß sie ihren Gott Vulkan, dem sie die erste Erfindung derselben zuschreiben, immer auf Inseln wohnen lassen, wo feuerspeyende Berge sind, besonders an und im Aetna, auf der Insel Sicilien. Für den Anfang fehlte zur Bearbeitung der Metalle ein Hauptwerkzeug, der Hammer. Wahrscheinlich gebrauchte man dazu erst große und schwere Steine, bis man

nach und nach erkannte, daß sich die Metalle selbst am bequemsten zur Bearbeitung der Metalle paßten. Aber auch diese waren nicht gleich so bequem gearbeitet wie unsere Hämmer, sondern roh, wie man sie bey den Bewohnern von Peru fand, welche mit einer Masse von Kupfer und Messing hämmerten, die viereckig, doch so beschaffen war, daß man sie mit der Hand umfassen konnte.

War die Schmiedekunst entdeckt, dann war ein wichtiger Schritt geschehen, um Alles, was zum Bedürfniß des menschlichen Lebens gehört, leichter und vollkommener erhalten zu können; besonders war man nun im Stande, alle die Werkzeuge zu bereiten, welche zum Häuserbau und fast zu allen den Gewerben nothwendig sind, die jetzt unter uns blühen. Denn welch' ein Haus kann man bauen ohne Eisengeräth, ohne Axt, Säge, Hammer, Meißel, Nägel? Die Amerikanischen Völker bedienten sich statt einiger dieser Werkzeuge harter Steine, welche sie oft äußerst mühsam schärften.

Hatten sich mehrere Familien neben einander niedergelassen, um den Acker zu bauen; fühlten sie die Nothwendigkeit dichterer und festerer Häuser: so entstand aus ihren rohen Nomadenhütten zunächst wohl eine Art hölzerner Buden, die rings von rohen Bretern umschlossen, mit Schilf und Rohr durchflochten, oder mit Häuten, mit Moos, Rasen, Lehm, Thon, auch wohl mit bloßem Koth bedeckt waren. Doch überall war nicht ein solcher Ueberfluß an Holz; so in Egypten, wo es daran fast gänzlich fehlte, und wo man schon von den ältesten Zeiten her genöthigt war, Stroh oder Stoppeln in den Oefen und auf dem Herde zu brennen (2. B. Mos. V., 7.). In der Gegend um Babylon, besonders aber in Egypten scheint man daher zuerst auf die Entdeckung gekommen zu seyn, festere Häuser aus Stein aufzuführen. Da indeß das Behauen der Steine äußerst mühsam ist, und auch schon einige Kunst erfordert: so mag, wo nicht älter, doch wenigstens gleich alt das Trocknen oder Brennen viereckiger Thonstücke seyn, besonders in Gegenden,

wo der Boden ganz aus Thon bestand. Aus solchen Ziegelsteinen ward der Thurm zu Babel (1. B. Mos. XI., 3.) aufgeführt. Bey den Egyptern findet man keine andern Häuser als aus Ziegeln oder behauenen Steinen, auch nicht Nachricht von anderen aus den ältesten Zeiten. Die Beobachtung aber, daß Lehm und Thon mit Wasser angefeuchtet ein guter bindender Kitt werde, war wohl leicht und schon früh gemacht, und wurde jetzt benutzt, um Steine oder Ziegel dadurch auf einander zu befestigen. — Bey der äußerst mühseligen Arbeit, die Steine zu behauen, haben indeß die Egypter gezeigt, was auch ohne große Kunst die Geduld des Menschen auszurichten vermag; sie haben in den frühesten Zeiten schon, weit über tausend Jahre vor Christi Geburt, mehr als 3000 Jahre vor unsrer Zeit, ungeheure Gebäude ganz von behauenen Steinen ohne die Hülfe unsrer künstlichen Maschinen aufgeführt; mehrere derselben haben sich erhalten, und erregen das Staunen der Reisenden. Am merkwürdigsten sind die sogenannten Pyramiden, viereckige Gebäu-

de, deren Seitenmauern sich nach oben schräg neigen. Die größte darunter hat 2640 Fuß im Umfange, und ist 500 Fuß hoch, höher als irgend ein Thurm in Europa. Zwanzig Jahre lang haben ununterbrochen, Winter und Sommer hindurch, 100,000 Menschen daran gearbeitet. — War man nun im Stande, bereits vor mehr als 3000 Jahren solche ungeheure Bauwerke auszuführen: so müssen die ersten Anfänge der Gebäude aus Stein in noch weit ältere Zeiten zurückgehen.

Auch die Israeliten scheinen von den Egyptern die Kunst des Häuserbaues gelernt zu haben. Doch erhielten sie in ihrem neuen Wohnorte Palästina Nachbaren, die Sydonier und Tyrier, unter denen geschicktere Arbeiter in Stein und Holz waren, und die den Salomonischen Tempel in Jerusalem tausend Jahre vor Christo erbauten (1. Kön. V., 6.). —

Die schöne Baukunst danken wir den Griechen. Ihre Tempel und Palläste, ihre Wohnhäuser selbst wurden den Römern zur Zeit der Geburt Christi die Muster zu Prachtgebäu-

den. Von den nach Griechischen Vorbildern in Italien aufgeführten Gebäuden lernten die neuern Europäer wiederum schön bauen, vor etwa 400 Jahren, im fünfzehnten Jahrhundert, und noch immer hat Italien, so wie die größten Künstler im Mahlen und Bildhauen, so auch die geschicktesten Baumeister, und aus allen Ländern reisen Baumeister nach dem schönen Lande der Kunst, um hier an den Trümmern der alten Gebäude die schönen Verhältnisse, die richtige Anordnung der Theile und die geschmackvollen Verzierungen kennen zu lernen.

IX.

Geschichte der Bürger von Schildburg.

In der Familie des Hofrathes Wallheim war es Sitte, daß alles den ganzen Tag hindurch arbeitsam und thätig war, und daß man sich erst dann ein unschuldiges Vergnügen erlaubte, wenn man sein Tagewerk vollendet hatte.

Wallheim selbst war ein rastlos thätiger Mann. Von frühem Morgen bis spät Abends sah man ihn geschäftig, und obgleich eine große Last von Arbeiten auf ihm lag, so hörte man ihn doch nie darüber klagen; denn ihm war Wirken und Leben Eins. Daher sah er auch bey der Erziehung seiner Kinder mit aller Strenge darauf, daß sie schon frühzeitig an Thätigkeit gewöhnt wurden, und hatte seine große Freude daran, wenn er alles in seinem Hause in muntrer Regsamkeit erblickte.

Steine nach Art eines Herdes herum, und plötzlich fing an ein Strom von Silber zu fließen. — Ein Spanischer Schiffshauptmann wurde, während einer Fahrt von Ostindien nach dem mittlern Amerika, gezwungen, auf einer Insel im großen Weltmeer zu landen. Er ließ den Ofen seines Schiffes an das Ufer bringen, um ihn auszubessern. Man legte einige Schichten von Erde, um einen Herd zu machen. Als das Schiff nach Akapulko, in Mexiko, kam, fand man mit nicht geringem Erstaunen im Aschenloche des Ofens ein Stück Gold, welches durch das starke Feuer aus der Erde geschmolzen war. — So ist man auch wohl in den ältesten Zeiten durch Zufälle auf diese Entdeckung gekommen, besonders als man noch keine Geschirre hatte, sondern Felsstücke als Töpfe gebrauchte. Da kann es sich leicht einmahl getroffen haben, daß durch die Hitze des Feuers, zu nicht geringem Schrecken und Erstaunen der Kochenden, ein steinernes Geschirr wie Wasser zerfloß, und nachher, wie es erkaltete, wiederum hart wurde. Bey diesem Zerfließen konnte

es durch zufällige Rinnen in dem Boden oder durch herumliegende Steine eine besondere Gestalt erhalten haben, und so konnte ein nachdenkender Mann darauf geführt werden, dieß mit Steinen und Felsstücken ähnlicher Art zu wiederhohlen, und durch eingedrückte Fugen dem zerfließenden Metall bestimmte gewählte Gestalten zu geben. — Auch der Auswurf feuerspeyender Berge konnte die Anwohner derselben auf die Entdeckung des Schmelzens führen, wenn bey der heftigen innern Gluth der Erde metallhaltige Felsen in Fluß geriethen, und nachher erkaltet sich wieder hart zeigten. Den Griechen wenigstens schien dieß der natürlichste Ursprung der Schmiedekunst, so, daß sie ihren Gott Vulkan, dem sie die erste Erfindung derselben zuschreiben, immer auf Inseln wohnen lassen, wo feuerspeyende Berge sind, besonders an und im Aetna, auf der Insel Sicilien. Für den Anfang fehlte zur Bearbeitung der Metalle ein Hauptwerkzeug, der Hammer. Wahrscheinlich gebrauchte man dazu erst große und schwere Steine, bis man

nach und nach erkannte, daß sich die Metalle selbst am bequemsten zur Bearbeitung der Metalle paßten. Aber auch diese waren nicht gleich so bequem gearbeitet wie unsere Hämmer, sondern roh, wie man sie bey den Bewohnern von Peru fand, welche mit einer Masse von Kupfer und Messing hämmerten, die viereckig, doch so beschaffen war, daß man sie mit der Hand umfassen konnte.

War die Schmiedekunst entdeckt, dann war ein wichtiger Schritt geschehen, um Alles, was zum Bedürfniß des menschlichen Lebens gehört, leichter und vollkommener erhalten zu können; besonders war man nun im Stande, alle die Werkzeuge zu bereiten, welche zum Häuserbau und fast zu allen den Gewerben nothwendig sind, die jetzt unter uns blühen. Denn welch' ein Haus kann man bauen ohne Eisengeräth, ohne Axt, Säge, Hammer, Meißel, Nägel? Die Amerikanischen Völker bedienten sich statt einiger dieser Werkzeuge harter Steine, welche sie oft äußerst mühsam schärften.

Hatten sich mehrere Familien neben einander niedergelassen, um den Acker zu bauen; fühlten sie die Nothwendigkeit dichterer und festerer Häuser: so entstand aus ihren rohen Nomadenhütten zunächst wohl eine Art hölzerner Buden, die rings von rohen Bretern umschlossen, mit Schilf und Rohr durchflochten, oder mit Häuten, mit Moos, Rasen, Lehm, Thon, auch wohl mit blossem Koth bedeckt waren. Doch überall war nicht ein solcher Ueberfluß an Holz; so in Egypten, wo es daran fast gänzlich fehlte, und wo man schon von den ältesten Zeiten her genöthigt war, Stroh oder Stoppeln in den Oefen und auf dem Herde zu brennen (2. B. Mos. V., 7.). In der Gegend um Babylon, besonders aber in Egypten scheint man daher zuerst auf die Entdeckung gekommen zu seyn, festere Häuser aus Stein aufzuführen. Da indeß das Behauen der Steine äußerst mühsam ist, und auch schon einige Kunst erfordert: so mag, wo nicht älter, doch wenigstens gleich alt das Trocknen oder Brennen viereckiger Thonstücke seyn, besonders in Gegenden,

wo der Boden ganz aus Thon bestand. Aus solchen Ziegelsteinen ward der Thurm zu Babel (1. B. Mos. XI., 3.) aufgeführt. Bey den Egyptern findet man keine andern Häuser als aus Ziegeln oder behauenen Steinen, auch nicht Nachricht von anderen aus den ältesten Zeiten. Die Beobachtung aber, daß Lehm und Thon mit Wasser angefeuchtet ein guter bindender Kitt werde, war wohl leicht und schon früh gemacht, und wurde jetzt benutzt, um Steine oder Ziegel dadurch auf einander zu befestigen. — Bey der äußerst mühseligen Arbeit, die Steine zu behauen, haben indeß die Egypter gezeigt, was auch ohne große Kunst die Geduld des Menschen auszurichten vermag; sie haben in den frühesten Zeiten schon, weit über tausend Jahre vor Christi Geburt, mehr als 3000 Jahre vor unsrer Zeit, ungeheure Gebäude ganz von behauenen Steinen ohne die Hülfe unsrer künstlichen Maschinen aufgeführt; mehrere derselben haben sich erhalten, und erregen das Staunen der Reisenden. Am merkwürdigsten sind die sogenannten Pyramiden, viereckige Gebäu-

de, deren Seitenmauern sich nach oben schräg neigen. Die gröſste darunter hat 2640 Fuſs im Umfange, und ist 500 Fuſs hoch, höher als irgend ein Thurm in Europa. Zwanzig Jahre lang haben ununterbrochen, Winter und Sommer hindurch, 100,000 Menschen daran gearbeitet. — War man nun im Stande, bereits vor mehr als 3000 Jahren solche ungeheure Bauwerke auszuführen: so müssen die ersten Anfänge der Gebäude aus Stein in noch weit ältere Zeiten zurückgehen.

Auch die Israeliten scheinen von den Egyptern die Kunst des Häuserbaues gelernt zu haben. Doch erhielten sie in ihrem neuen Wohnorte Palästina Nachbaren, die Sydonier und Tyrier, unter denen geschicktere Arbeiter in Stein und Holz waren, und die den Salomonischen Tempel in Jerusalem tausend Jahre vor Christo erbauten (1. Kön. V., 6.). —

Die schöne Baukunst danken wir den Griechen. Ihre Tempel und Palläste, ihre Wohnhäuser selbst wurden den Römern zur Zeit der Geburt Christi die Muster zu Prachtgebäu-

den. Von den nach Griechischen Vorbildern in Italien aufgeführten Gebäuden lernten die neuern Europäer wiederum schön bauen, vor etwa 400 Jahren, im fünfzehnten Jahrhundert, und noch immer hat Italien, so wie die größten Künstler im Mahlen und Bildhauen, so auch die geschicktesten Baumeister, und aus allen Ländern reisen Baumeister nach dem schönen Lande der Kunst, um hier an den Trümmern der alten Gebäude die schönen Verhältnisse, die richtige Anordnung der Theile und die geschmackvollen Verzierungen kennen zu lernen.

IX.

Geschichte der Bürger von Schildburg.

In der Familie des Hofrathes Wallheim war es Sitte, daß alles den ganzen Tag hindurch arbeitsam und thätig war, und daß man sich erst dann ein unschuldiges Vergnügen erlaubte, wenn man sein Tagewerk vollendet hatte.

Wallheim selbst war ein rastlos thätiger Mann. Von frühem Morgen bis spät Abends sah man ihn geschäftig, und obgleich eine große Last von Arbeiten auf ihm lag, so hörte man ihn doch nie darüber klagen; denn ihm war Wirken und Leben Eins. Daher sah er auch bey der Erziehung seiner Kinder mit aller Strenge darauf, daß sie schon frühzeitig an Thätigkeit gewöhnt wurden, und hatte seine große Freude daran, wenn er alles in seinem Hause in muntrer Regsamkeit erblickte.

Dabey war Walsheim jedoch kein Feind von angenehmen geselligen Unterhaltungen. Wenn er seine Tagesarbeiten vollendet hatte, eilte er gern zu einem Freunde, um sich zu erfreuen, oder, was er am liebsten that, in den Kreis seiner Familie. Wenn ihn nun hier Groß und Klein umgab, entwurzelte sich die Stirne des ernsten Geschäftsmannes, und er spielte und scherzte recht oft mit seinen Kindern, erzählte ihnen bisweilen drollige Geschichtchen, oder las ihnen aus einem nützlichen Buche vor. Das waren dann immer recht festliche Stunden für die Seinigen.

Einmahl trat ein sehr häßliches, rauhes und regnerisches Wetter ein, und hinderte die Kinder an ihren gewöhnlichen Spaziergängen. Sie wurden darüber etwas unwillig; aber der Vater sprach zu ihnen: „Laßt euch von dem Wetter nicht beherrschen; sondern beherrschet ihr dasselbe. Verdoppelt eure Thätigkeit, und ihr werdet dann an das Wetter nicht denken.“

Die Kinder befolgten den Rath des Vaters, und waren fast den ganzen Tag hindurch ge-

schäftig. Dadurch gelang es ihnen, ihre Gedanken von dem garstigen Wetter abzuziehen. Die Zeit verfloß ihnen angenehm und schnell, und an das, was man Mißmuth und Langeweile nennt, war bey ihnen nicht zu denken. Das dauerte eine Woche lang, und das böse Wetter wollte sich noch immer nicht zum Bessern ändern. Darüber beklagten sich die Kinder gegen den Vater, als er eines Nachmittags in ihr Zimmer trat, und sagten, daß sie nun doch am Ende mißmuthig werden würden.

Das soll nicht seyn, versetzte der Vater, und damit ihr wieder in eine heitre Stimmung kommt, so will ich euch, da ihr euch schon so lange mit ernsten Dingen beschäftigt habt, einmahl wieder etwas Lustiges vorlesen.

Die Kinder jubelten. Der Vater aber hohlte den Thüringer Bothen, eine nützliche Volksschrift, und sprach: Nun so höret denn, was der, auch von euch verehrte Volks- und Jugendfreund Salzmann hier aus der Geschichte der Schildbürger erzählt.

Die Kinder waren ganz Ohr, und Walkheim las ihnen nun Folgendes zu ihrer Gemüthsergetzung vor:

Vor alten Zeiten lebte weit, sehr weit von hier ein Volk, das ganz nach Willkühr behandelt und so gedrückt wurde, daß es diesen Druck nicht mehr aushalten konnte, und sich davon frey zu machen suchte.

Nun lag nicht weit von diesem Lande ein anderes, wo ein gewaltig guter Fürst regierte, der auf nichts mehr dachte, als wie er die Ruhe und Sicherheit im Lande erhalten, jedem zu seinem Rechte helfen, alles Gute befördern, summa summarum, sein Volk recht glücklich machen wollte.

Wann nun sein Volk die Zeitungen bekam, und von den großen Unruhen las, die bey den Nachbaren vorfielen, so schüttelte es die Köpfe, und sagte: Gott sey Lob und Dank, daß wir unter einer Regierung leben, wo solche Unruhen nicht nöthig sind.

Alle dachten aber doch nicht so. Unter andern war da ein unruhiger Kopf; Hans Kü=

bezahl; der war der Meinung: besser wäre besser, sie wären freye Leute, wozu sie nöthig hätten, sich Gesetze geben und Abgaben aufbürden zu lassen?

Da einmahl viele Bürger auf einer Hochzeit beysammen waren: so trug er seine Meinung ganz laut vor. Die andern lachten ihn aus, und sagten: Rübezahl du rappelst. Wie kann denn Ordnung im Lande seyn, ohne Gesetze? wie kann denn Gehorsam gegen die Gesetze erhalten werden, wenn nicht ein Mann von Ansehen darüber wacht? wie kann denn des Landes Beste besorgt werden ohne Geld? und wer soll denn das Geld anders geben, als das Volk, was im Lande lebt?

Rübezahl lachte aber, und sagte: Das versteht ihr nicht.

So ging die Sache etliche Wochen hin; man lachte über Rübezahlen und Rübezahl lachte über die andern.

Nach und nach bekam Rübezahl doch einen Anhang, der immer stärker wurde, und von nichts, als Freyheit, sprach. Da nun ein=

mahl der Regent die Abgaben einfordern ließ, so sagten die Leute: wir geben nichts, und da man mit Execution drohete: so sagten sie, den ersten Exequier, der über ihre Thürschwelle käme, den wollten sie todt schlagen.

Das ging immer weiter, und es war sehr wahrscheinlich, daß es zu einem öffentlichen Aufstande kommen würde.

Der Regent betrübte sich, ließ das Volk zusammen kommen, und hielt folgende Rede: „Lieben Kinder! ich habe nun so lange über euch regiert, und, wie ich glaube, nach meinem besten Gewissen. Wann ihr alle schliefet, so wachte ich oft; wenn ihr bey euren Weibern und Kindern ruhig euer Abendbrot verzehrtet: so saß ich oft auf meinem Zimmer traurig, und überlegte, wie ich diesen und jenen Klagen, welche einige von euch führten, abhelfen möchte; wann ihr freudig an euer Tagewerk gingt: so lag mein Tisch voll Suppliken, die ich alle lesen mußte, die ich alle gewähren sollte, und doch nicht alle gewähren konnte. Denn wie war denn das möglich? Kann denn Gott selbst alle

die Gebethe erhören, die ihr alle Morgen zu ihm schicket? Wenn ich dann nun diese und jene Supplik zurückweisen mußte: so schrieen die Supplikanten über Ungerechtigkeit und Härte."

„Dieß alles habe ich nun so viele Jahre ausgehalten, und immer geglaubt, es ist einmahl dein Stand, in den dich Gott gesetzt hat, der seine Beschwerden eben so gut, wie alle andern Stände hat. Du willst seine Beschwerden tragen. Wenn du nur so glücklich bist, die Liebe und das Zutrauen deines Volkes zu erhalten, so bist du reichlich belohnt."

„Bedenkt also selbst, wie tief es mich kränken muß, da ich höre, daß ihr mit meiner Regierung unzufrieden seyd! Hört also an! Ist jemand da, den ich gedrückt? ist jemand da, dem ich nicht zu seinem Rechte geholfen habe, wenn er anders Recht hatte? ist je ein Unglück im Lande gewesen, da ich euch nicht beygestanden hätte? habe ich eine wirklich gute Anstalt eingehen lassen? habe ich keine neue gemacht?"

Alles schwieg still; ein großer Theil ver-

barg die Gesichter hinter die Schnupftücher und weinte.

Endlich trat Rübezahl auf, und sagte: Ihro Durchlaucht! von dem allen ist jetzt die Rede nicht; kurz und gut, wir wollen frey seyn, uns keine Gesetze mehr geben lassen, und keine Abgaben entrichten; dabey bleibts ein für alle Mahl!

Der Fürst gab sich alle Mühe, Rübezahlen und seine Partey zu belehren; da sie aber auf ihren Köpfen beharrten: so wurde er unwillig und fuhr fort.

Nun überlegte er die Sache mit seinen Räthen. Da waren nun die mehresten der Meinung: die Ursache von der Widerspänstigkeit dieser Leute, wäre bloß diese, weil sie nicht gehörig unterrichtet wären, und keine richtigen Begriffe von Regierung, Gesetzen und Abgaben und dergleichen hätten; man müsse das Volk gehörig aufklären: so würde es unter einer weisen und guten Regierung sehr gern leben.

Dieß ist meine Meinung auch, sagte der Regent.

Ich aber glaube, sagte ein junger Rath, der immer seine besondern Meinungen hatte, daß die Aufklärung gerade zur Rebellion verleite. Woher sind die Unruhen in unsrer Nachbarschaft entstanden? Bloß von der Aufklärung. So lange das Volk unwissend war, ließ es sich niemand einfallen, sich zu widersetzen; sobald aber den Leuten die Aufklärung durch die Köpfe fuhr, so ging der Lärm los.

Sie haben Recht und Unrecht, nachdem man es nimmt, sagte der Regent. Die Aufklärung ist freylich einem Regenten nachtheilig, wenn er bloß für sein Vergnügen lebt, und glaubt, das Volk sey nur deßwegen da, daß es für ihn arbeite, und seinen Verdienst an ihn zahle, damit er alle Tage herrlich und in Freuden leben könne. Deßwegen scheuen solche Regenten auch die Aufklärung, so wie sie Quacksalbern, Rabbulisten, kurz allen Leuten, die ihre Pflicht nicht thun, ein Dorn im Auge ist. Ein guter Regent gewinnt aber alle Mahl durch die Aufklärung. Je klüger das Volk ist, desto leichter begreift es die Nothwendigkeit der Re-

gierung, der Gesetze und der Abgaben, desto mehr weiß es die Treue und die Arbeitsamkeit seines Regenten zu schätzen. Und ich will durchaus nicht zu den schlechten Regenten gezählt seyn; wenigstens bin ich mir bewußt, daß ich es mit jedermann redlich gemeint, und das Wohl meines Volks zu befördern gesucht habe, so gut ich konnte.

Der Feind der Aufklärung wollte noch eines und das andere einwenden; aber der Fürst machte ihm ein so finstres Gesicht, daß ihm das Wort im Munde erstarb.

Nach einigen Tagen ließ der Fürst die Vornehmsten von allen Gemeinen zusammen kommen, und hielt folgende Rede:

„Es betrübt mich sehr, daß einige von euch Unruhen erregen, da ich immer nichts mehr gewünscht habe, als daß wir alle in Ruhe und Friede zusammen leben möchten. Weßwegen seyd ihr unruhig? Wegen der Gesetze, und wegen der Abgaben? Wahr ists, daß euch Gesetze gegeben sind. Wißt ihr denn aber, warum? Bloß zu eurem Besten. Was haben die Ge-

setze wegen des Diebstahls zur Absicht? Die Sicherheit eures Vermögens. Wozu dient die Forstordnung? Dazu, daß die Wälder nicht sollen verwüstet werden, und ihr und eure Kindeskinder immer einen hinlänglichen Holzvorrath haben sollet. Wozu ist das Gesetz wegen Zank und Schlägerey? Um Ruhe in euern Gesellschaften zu erhalten. Die Feuerordnung ist da, um auf das möglichste eure Häuser gegen Brand zu schützen. So gehet unsre ganze Landesordnung durch; ihr werdet bey jeder Verordnung finden, daß sie zu eurem Besten gemacht worden sey. Ich gebe es zu, daß einem und dem andern ein Gesetz nachtheilig seyn kann. Wenn man aber in der menschlichen Gesellschaft lebt, und darin Ruhe, Sicherheit und andere Vortheile genießt, so muß man es sich auch gefallen lassen, um des allgemeinen Besten willen Einiges aufzuopfern"

„Ihr seyd verdrießlich wegen der Abgaben. Wißt ihr denn aber, wem ihr die Abgaben entrichtet? Ihr glaubt vielleicht mir. Darin irrt ihr euch gewaltig. Euch entrichtet ihr sie. Ihr

legt das Geld nur zusammen, und ich wende es hernach zum Besten des Landes an. Ich besolde eine Menge Personen, die für euch arbeiten, ich unterhalte zur Sicherheit des Landes Soldaten, ich erhalte öffentliche Gebäude, Landstraßen und dergleichen. Ist denn dieß Geld nicht alles zu eurem Besten angewendet? Wahr ist es, daß ich meinen Antheil auch davon nehme. Haltet ihr denn dieß für unbillig? Bekommt denn nicht ein jeder, der ein Amt hat, dafür Besoldung? Warum denn nicht auch der Fürst? Wahr ist es auch, daß ich mehr nehme, als irgend jemand im Lande für sein Amt bekommt; muß ich denn aber, als Fürst, nicht auch größern Aufwand machen, ach, oft Aufwand, der mir sehr verdrießlich ist."

„Sehet, lieben Leute! so verhält sich die Sache eigentlich. Nun können wir bald auseinander kommen. Ich finde das größte Vergnügen in meiner Familie. Dieß habe ich bisher wenig genießen können; weil ich bloß für euch gelebt habe. Ich bin nirgends lieber, als auf dem Lande. Dieses Vergnügen habe ich mir versagt,

damit ich desto besser eure Suppliken anneh-men, lesen, und, so viel als möglich, gewäh-ren könnte. So manche Reise hätte ich gern gemacht, meine Regierungs-Geschäfte haben es mir aber immer nicht erlaubt. Wäre ich euer Fürst nicht, so könnte ich alles dieses Vergnü-gen genießen, und so recht nach meiner Nei-gung leben."

„Ich kann euch also entbehren. Glaubt ihr, daß ihr mich auch entbehren könnt, so können wir uns leicht ohne Zorn und Widerwillen trennen."

Da erhob sich ein lautes Geschrey, welches den Fürsten bath, daß er doch sein Volk nicht verlassen möchte. Da es aber vorbey war, rief doch Rübezahl mit seiner Partey: Wir brau-chen keinen Fürsten!

„Gut! lieben Leute! antwortete der Fürst, wenn ihr glaubt, daß ihr ohne mich leben könnt: so sollt ihr auch ohne mich leben."

„Binnen hier und acht Tagen schreibe nur jeder, der ohne mich leben will, seinen Nah-men auf ein Blatt, welches ich zu dieser Ab-sicht auf das hiesige Rathhaus will legen lassen.

Da schrieben wirklich achtzig Personen ihre Nahmen ein.

Da der Fürst sie gelesen hatte, schüttelte er den Kopf und sagte; „Dieß ist ja nur eine Handvoll Leute. Um dieser willen kann ich die Sorge für mein treues Volk nicht aufgeben."

Der Fürst machte also bekannt: wie er sich sehr freue, daß bey weitem der größere Theil seines Volks ihn noch lieb habe, und seine Treue zu schätzen wisse; deßwegen wolle er auch ferner für ihr Bestes sorgen. Diejenigen, die ihn nicht mehr zum Fürsten haben wollten, sollten aber auch ihren Willen haben. In seinem Lande könnten sie nun nicht länger bleiben. Binnen sechs Wochen sollten sie also ihre sämmtlichen liegenden Gründe verkaufen, und dann hinziehen, wohin sie wollten, er wolle ihnen unentgeltlich Vorspann bis über die Grenze geben.

Da ging dann der Verkauf vor sich.

Unterdessen überlegten die Rübezahlianer, wohin sie denn eigentlich ziehen wollten? Da waren die Meinungen sehr verschieden. Der ei-

ne wollte da hinaus, der andere dort hinaus. Es entstand ein Zank, der so heftig wurde, daß zwey einander in die Haare fielen, auf einander los schlugen, und nur mit vieler Mühe besänftigt werden konnten.

Das Ding geht nicht, lieben Leute! sagte Stephan Richelmann, denkt an mich! Wenn wir uns jetzt schon schlagen; was will es werden, wenn wir ganz für uns sind? Wäre es nicht besser, wenn wir einen Anführer wählten? Hum! sagte Franz Käsebier, wenn wir hätten einen Anführer haben wollen: so hätten wir ja nur bey unserm Fürsten bleiben dürfen. Wir sind freye Leute! wir brauchen keinen Anführer!

Da sie sich aber gar nicht vereinigen konnten: so mußten sie doch einen Anführer wählen, und die Wahl fiel auf Rübezahl.

Rübezahl that also den Ausspruch, sie wollten gegen Morgen ziehen. Sie zeigten es dem Fürsten an, erhielten die versprochene Vorspann, und zogen aus den ersten April früh, da die Sonne aufging.

Kaum aber hatte der Zug eine Viertelstunde gewährt, so ereignete sich ein Umstand, der alle in Furcht und Schrecken setzte. Es war auch keine Kleinigkeit — ein Hase lief über den Weg!

Herr Jemine! rief Rübezahl aus, und schlug die Hände zusammen. Herr Jemine! riefen alle, sperrten die Mäuler auf, und getrauten sich keinen Schritt weiter zu thun.

Was ist da zu thun? fragte Rübezahl. Das bedeutet nichts Gutes, sagte Käsebier, denk' du an mich! Alle stimmten bey, und Rübezahl sagte: so laßt uns gegen Abend ziehen! Und sie zogen gegen Abend, verließen hochweislich den Weg, über welchen ein Hase gelaufen war, und kamen Abends in einem Dorfe an, wo sie sich einquartierten.

Den folgenden Tag zogen sie weiter, immer mehr gegen Abend, und kamen nun über die Grenze, wo die fürstliche Vorspann sie verließ.

Was fangen wir nun an? fragte Rübe-

zahl. Da stehn die Ochsen am Berge. Wie werden wir nun unsere Sachen fortbringen?

Zum Glück hatten sie zwey Esel bey sich, diesen packten sie einige Säcke auf, dann zogen alle in Prozession neben den Eseln her, bis sie ohngefähr eine Viertelstunde weit waren; da packten sie ab, und zogen mit den Eseln wieder zurück, um ihnen wieder etwas aufzuladen. So zogen sie hin und her, bis es stockfinster war, und dennoch hatten die Esel nicht alles fortschleppen können.

Da war nun guter Rath theuer. Ein Theil der Equipage lag hier, der andere dort. Was machen wir? sagte Rübezahl. Bleiben wir bey diesen Sachen, so stehlen sie uns jenes; bleiben wir bey jenen: so können sie uns dieses stehlen. Wie wäre es, wenn wir loseten? Der Vorschlag fand Beyfall. Rübezahl machte zwey Loose; auf das eine schrieb er A, auf das andere B. Nun gebt Achtung, ihr Leute! sagte er. Wird das Loos A gezogen: so bleiben wir diese Nacht bey den Sachen, die noch auf der Grenze liegen; ziehen wir hingegen das

Loos B: so bleiben wir bey den Sachen, die hieher geschafft sind. Darauf wickelte er die Loose zusammen, und Käsebier mußte greifen.

Er ergriff das Loos A, und sogleich brachen sie auf, und zogen wieder nach der Grenze zurück, um des Nachts bey ihren zurückgebliebenen Sachen zu bleiben.

Nun fügte es sich aber, daß ein Haufe Zigeuner in dieser Nacht durch diese Gegend zog, und zu den Sachen kam, bey welchen niemand geblieben war. Diese freueten sich gar höchlich über den Fund, und schleppten davon die ganze Nacht in die umherstehenden Büsche; so daß die armen Rübezahlianer, als sie des Morgens wieder kamen, wenig oder gar nichts mehr fanden.

Da entstand nun eine allgemeine Wehklage. Weil indeß die Sache nun einmahl nicht zu ändern war: so fingen sie den Transport von neuem an, und schafften wieder einen beträchtlichen Theil fort, aber bey weitem noch nicht alles.

Da nun der Abend einbrach, versammelte Rübezahl seine Colonie um sich und sagte: Lieben Leute! mit Schaden wird man klug! gestern blieben wir an der Grenze, da wurden wir hier bestohlen, ich dächte, wir blieben diese Nacht lieber hier.

Und wenn wir hier bleiben, sagte Käsebier, so wird man uns an der Grenze bestehlen. Mein Rath wäre, wir blieben hier, und ließen ein Paar Mann bey den Sachen wachen, die wir an der Grenze zurück gelassen haben.

Die ganze Versammlung erstaunte über Käsebiers Klugheit und sagte: So etwas hätten wir in Käsebier nicht gesucht.

Das kitzelte Käsebieren; er nahm eine Prise Schnupftobak und lächelte. Um sich noch mehr Verdienst zu erwerben, erboth er sich, daß er die Nacht hindurch bey den Sachen wachen wollte, die an der Grenze geblieben waren. Er wachte auch wirklich bis die Glocke in dem benachbarten Dorfe eilfe schlug. Da kam etwas durch das Gebüsche. Alle Haare standen ihm zu Berge, da er es hörte.

Schon wollte er laufen, als er hörte, daß ihn eine Stimme freundlich anredete und sagte: Glück auf, blanker Mann! du bist in einem glücklichen Gestirn geboren!

Wer bist du? fragte Käsebier ängstlich. Da trat ein langes, dürres Weibsbild hervor, das, da ihm Käsebier mit seiner Laterne unter die Augen leuchtete, so gelb aussah, wie Speck, der zwey Jahre im Rauche gehängt hat.

Das gelbe Weib sah Käsebieren an, vom Kopfe bis auf die Füße, warf ihre Augen auf die vielen Sachen, die um ihn waren, und sagte: Blanker Mann! dir steht ein großes Glück bevor. Soll ich dir wahrsagen?

Käsebier bezeigte Lust dazu, und das gelbe Weib schlich in das Gebüsch, um da, wie sie sagte, erst noch etwas zu hohlen, welches zum Wahrsagen schlechterdings nöthig wäre.

Jetzt kam sie wieder. Lieber, blanker Mann! sagte sie, dir steht ein großes Glück bevor. Wenn ich dir es aber wahrsagen soll: so komm mit mir in den Wald, da ist eine alte tausendjährige Eiche, in dieser wohnt ein Kauz, der

weiß alles auf ein Haar vorher. So viel kann ich dir sagen — zeig' deine Hand! ja! ja! ich habe es getroffen. Deine Frau stirbt bald. Dann heirathest du eine junge Prinzessinn — die schönste in Deutschland — und wirst Fürst. Das übrige wird dir der Kauz sagen.

Käsebier folgte dem Weibe, und zitterte vor Furcht und Hoffnung am ganzen Leibe. Eine Stunde lang waren sie wohl durch den Wald gegangen, und die tausendjährige Eiche ließ sich noch immer nicht finden. Endlich sagte das gelbe Weib: Nun sind wir auf dem Platze, wo du dein ganzes Glück erfahren sollst. Thue aber ja alles, was ich dir sage! Jetzt heb' das linke Bein in die Höhe, und stelle dich auf den rechten Absatz! So recht! so bald ich nun zu singen anfange, mußt du dich so lange auf dem Absatze herum drehen, bis du mich nicht mehr hörst.

Das gelbe Weib fing nun an zu singen: Lilli, lulli, lillitra, lulli lulli hoppsasa! Käsebier drehete sich immer auf dem rechten Absatze herum; die Stimme entfernte sich, und

wurde schwächer; endlich hörte er sie gar nicht mehr. Nun stånd er still, und machte große Augen, um die tausendjährige Eiche und den Kauz zu sehen. Zwar sah er keines von beyden, hingegen war auch das gelbe Weib verschwunden. Er rief, er schrie; umsonst, niemand antwortete. Da kam er nun auf den Gedanken: es müsse nicht mit rechten Dingen zugehen. Voll Todesangst tappte er im Walde herum, bis er endlich, mit Tagesanbruch, auf dem Platze wieder ankam, den er hätte bewachen sollen. Da sah es aber wüste aus; die besten Sachen waren weg, und er glaubte, der Teufel, oder wenigstens seine Großmutter müsse sie geholt haben.

Die übrigen Rübezahlianer hatten aber auch keine ruhige Nacht gehabt. Die Zigeuner, welche in der vorigen Nacht auf diesem Platze eine so gute Beute gemacht hatten, schlichen wieder da und dort herum, um zu versuchen, ob sie nicht wieder etwas erbeuten könnten, und schrieen in den Gebüschen, um zu versuchen, ob sie nicht den Rübezahlianern Furcht

einjagen, und sie so zur Flucht bewegen könnten.

Rübezahl hielt sogleich Kriegsrath. Es wurde deliberirt bis gegen zwey Uhr. Da nahm endlich einer das Wort und sagte: Lieben Freunde! ihr sehet, in welcher großen Gefahr sich unsere Colonie befindet. Von allen Seiten her lassen sich Feinde hören. Lasset uns als vernünftige Menschen und als Patrioten handeln! Entweder die Feinde kommen, oder die Feinde kommen nicht. Ihr sehet, daß ich die Sache von allen Seiten wohl überlegt habe. Nun ist mein Rath dieser: kommen sie, so wollen wir uns ergeben; kommen sie nicht, so wollen wir uns wehren bis auf den letzten Blutstropfen.

Die ganze Versammlung gab diesem weisen Rathe Beyfall. Da sich nun die Zigeuner an eine so große Menge nicht wagten, und sich nach und nach zurückzogen: so wehrten sich die Rübezahlianer wirklich bis auf den letzten Blutstropfen, und freuten sich, bey Tagesanbruch, über die Tapferkeit, die sie bewiesen hatten.

Den folgenden Tag fingen sie wieder mit Transportirung ihrer Sachen an, und brachten sie alle glücklich von der Grenze weg: weil ihnen die Zigeuner die Arbeit erleichtert hatten.

So transportirten sie eine Woche lang, und waren doch nicht weiter als eine Meile von der Grenze weggekommen. Nun kamen sie aber an einen Fluß. Kaum erblickte ihn Jacob Löffelstiel: so rief er aus: Leute! wißt ihr was? jetzt habe ich einen Einfall, der sich gewaschen hat! Ich bin, wie ihr wißt, in der Fremde gewesen. Da habe ich mancherley wunderbare Sachen gesehen. Unter andern kam ich auch an einen Ort, da hatten sie die Gewohnheit, daß sie das Holz nicht zu Markte führten, sondern es in den Fluß warfen, und es nach der Stadt zu schwimmen ließen. Wie wäre es nun, wenn wir unsere Sachen auch in den Fluß würfen und fortschwimmen ließen? Da wären wir auf ein Mahl aus aller unserer Noth, und kämen in einem Tage weiter, als wir in vier Wochen kommen, wenn alles durch unsre zwey Esel fortgeschafft werden soll.

Die ganze Gesellschaft klatschte in die Hände, und lobte den Einfall. Niemand freute sich aber mehr darüber, als Sabina Winnzin, die bisher Jacob Löffelstiel zur Frau haben wollte, aber immer nicht bekommen konnte. In der Freude rief sie aus: Das hätte ich doch in dem Jacob nicht gesucht!

Jacob hörte es, ging zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte: Und doch willst du mich nicht zum Manne haben?

Ja, sagte Sabine, hier ist meine Hand! Du sollst mein Mann werden. In der nächsten Stadt wollen wir uns copuliren lassen. Da freute sich alles darüber, daß Jacob Löffelstiel auf der Stelle für seinen guten Rath belohnt wurde.

Rübezahl hatte aber doch dabey seine Bedenklichkeiten. Er nahm eine Prise Schnupftobak und sagte dann: Lieben Leute! das ist wohl ganz gut, daß wir die Sachen ins Wasser werfen; aber wie bekommen wir sie denn wieder?

Da sperrte die ganze Colonie den Mund auf, und schwieg zwey Minuten lang. Endlich

unterbrach Jacob Löffelstiel das Stillschweigen und sagte: Dafür laßt mich sorgen! In der Stadt, nach welcher das Holz geflößt wurde, waren Leute bestellt, die das Holz auffangen und zusammen legen mußten, und es war im ganzen Lande bey Zuchthausstrafe verbothen, daß niemand ein Stück davon entwenden dürfte. So wie es nun in dieser Stadt war, so wird es, denkt an mich! gewiß in andern Städten auch seyn. Es wird schon dafür gesorgt seyn, daß niemand etwas entwenden darf.

Wenn die Sache sich so verhält, sagte Rübezahl: so habe ich nichts dagegen. Laßt uns also unsere Sachen in Gottes Nahmen in den Fluß werfen! Nun warf alles, was werfen konnte.

Den Anfang machten sie mit einigen hölzernen Kochlöffeln, Mulden und Backtrögen, diese schwammen alle ganz vortrefflich, und die ganze Versammlung freuete sich darüber.

Nun setzte aber Käsebier einen Korb mit Eßwaaren auf den Fluß — mit diesem ging es

nicht ganz so gut. Er drehete sich ein paarmahl im Kreise herum, dann sank er unter, zum Leidwesen aller Anwesenden.

Was war das? fragte Rübezahl.

Was das war, antwortete Käsebier, das will ich euch wohl erklären. Meine Großmutter, Gott habe sie selig! hat mir oft erzählt, daß es im Wasser Nixen gebe, die alles hinunter zögen, was sie bekommen könnten. Was gilts? in diesem Wasser ist eine Nixe, die den Korb hinab gezogen hat.

Das glaube ich selbst, sagte Rübezahl. Mein Rath ist also, daß wir von dem Flusse weggehen, und uns ferner mit unsern Eseln behelfen.

Wenn es so ist, sagten die übrigen: so ists freylich besser, daß wir unsere Habseligkeiten behalten, als daß wir dieselben einer Wassernixe überlassen.

Sie zogen also weiter, und geriethen in große Noth. Kleider und Schuhe zerrissen, der Proviant nahm ab, und sie würden ohne Zweifel alle eines jämmerlichen Todes gestorben seyn,

wenn nicht ein besonderer Umstand eingetreten wäre.

In der Nachbarschaft nähmlich wohnte ein Fürst, dessen Land durch Krieg und Pest so war verwüstet worden, daß große Strecken unangebaut lagen, und ganze Dörfer leer standen. Da dieser nun Leute suchte, um sein Land wieder zu bevölkern: so ließ er die Rübezahlianer zu sich einladen, und versprach ihnen, sie mit allen ihren übrigen Habseligkeiten abhohlen zu lassen. Die Rübezahlianer nahmen dieses Anerbiethen mit beyden Händen an, waren aber doch der Meinung, der Fürst müsse ihnen erst versprechen, daß er keine Abgaben von ihnen verlangen, und keine Gesetze ihnen geben wolle. Deßwegen schickten sie Rübezahlen ab, um diese Pünctchen in Ordnung zu bringen.

Der Fürst wunderte sich höchlich über Rübezahls Forderungen. Unterdessen versprach er ihm des Nachmittags Antwort zu geben. Diese Antwort fiel nun folgendermaßen aus: Die Rübezahlianer sollen keine Abgaben entrichten. Weil sie aber so vieles Land geschenkt bekom-

men: so ist es billig, daß sie davon einen jährlichen Erbzins geben. Da sie ferner von mir geschützt werden, und von allen Anstalten, die zum Besten des Landes gemacht werden, auch den Nutzen, so wie andere Unterthanen, haben: so verlange ich, daß sie jährlich einen Beytrag zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben entrichten sollen. Fünf Jahre sollen sie aber von allen Erbzinsen und Beyträgen befreyt seyn.

Darüber freute sich Rübezahl sehr; und sagte: Das lasse ich mir gefallen, Ihro Durchlaucht! Erbzinsen und Beyträge wollen wir gerne geben, aber zu Abgaben können wir uns nicht verstehen.

Was nun die Gesetze betraf: so gestand ihm der Fürst zu, daß sie unter sich eine Einrichtung machen sollten, wie es ihnen gefiele; sie sollten auch weiter an keine Gesetze gebunden seyn, als — an die Landesordnung.

Auch darüber freuete sich Rübezahl und sagte: Nach der Landesordnung wollen wir uns gerne richten; nur von Gesetzen wollen wir nichts wissen.

Da nun Rübezahl zurück kam, verkündete er diese neue Mähre. Ich habe alles erhalten, alles! Wir zahlen keinen Pfennig Abgaben, als Erbzinsen und Beyträge. Wir sind an keine Gesetze gebunden, nur der Landesordnung sollen wir uns unterwerfen. Wir sollen auch unter uns eine Einrichtung machen, wie wir nur selber wollen.

Darüber entstand eine allgemeine Freude. Es währte nicht lange, so kamen dreyßig wohlbespannte Wagen, die der Fürst ihnen geschickt hatte, welche sie mit allen ihren Habseligkeiten aufluden, und in ein Städtchen brachten, welches ganz leer stand. Hier hatte der Fürst für sie kochen und braten, und einige Fässer Bier herbey schaffen lassen. Da ließen sie sichs wohl schmecken, und zechten bis um Mitternacht.

Während des Gelages wurde von der Gesellschaft die Frage aufgeworfen: was denn ihre Stadt für einen Nahmen bekommen sollte? Rübezahl nahm das Wort und sagte: Lieben Leute! ihr wißt, was ich für euch alles gethan

habe. Wäre es denn nicht billig, wenn ihr mir dafür eine Ehre anthätet, und nennet unsere Stadt Rübezahlsruh?

Ho! ho! rief Käsebier, so geschwind gehts nicht. Was willst du vor andern ein Vorrecht haben? Weißt du nicht, daß wir dich zum Manne gemacht haben? Ich habe für die Gemeine so viel gethan, als du, und ich trage darauf an, daß unsere Stadt Käsebierhausen genennet werde. Darüber wurde nun lange debattirt. Endlich schlug sich Richelmann ins Mittel und sagte: Wozu ist denn das Streiten? Wenn jeder auf seinem Kopfe beharren will: so werdet ihr in euerm Leben nicht einig. Vertragt euch doch! Wäre es denn nicht besser, wenn wir der Stadt den Nahmen Richelmannsrode gäben? Da hätte aller Streit ein Ende.

Was? riefen die andern, was bildest du dir ein? Daraus wird nichts — nimmermehr. Richelmann gerieth in Zorn, und ergriff ein Bierglas, um es seinem Nachbar an den Kopf zu werfen. Ehe er aber noch warf, ereignete

sich ein sehr wunderbare Casus. Oben in der Luft, über den Köpfen der Gesellschaft, fing es an zu knistern und zu knastern, und ehe sie sichs versahen — pautz, da schlug es herunter auf den Tisch, daß die Biergläser in tausend Stücken sprangen, und die ganze Gesellschaft auseinander gesprengt wurde. Keiner wagte sich wieder zu dem Tische, jeder suchte für sich einen Winkel, in den er kroch, und die Nacht in Furcht und Angst zubrachte.

Erst gegen acht Uhr Morgens sah man sie nach und nach aus den Winkeln, in die sie sich versteckt gehabt hatten, herbey geschlichen kommen. Jetzt wagten sie sich das erste Mahl an den Tisch, um das Mirakel zu sehen, welches sich da zugetragen hatte. Da sahen sie nun zu ihrer grossen Verwunderung, daß das Schild von dem Gasthofe, vor welchem sie geschmauset hatten, herabgefallen war, und ihnen das nächtliche Schrecken verursacht hatte. Diese Begebenheit schien ihnen so wichtig, daß sie mit einander eins wurden, sie wollten, zum Andenken an dieselbe, ihre Stadt Schildburg nen-

nen. Und diesen Nahmen führt sie noch bis auf den heutigen Tag, und ihre Einwohner heißen Schildbürger.

Nun war der glückliche Zeitpunct da, wo die Schildbürger einen sichern Wohnplatz hatten, ohne daß sie Abgaben entrichten und Gesetzen gehorchen durften. Ehe sie aber ihres Glücks recht froh werden konnten, mußten erst noch allerley Pünctchen in Ordnung gebracht werden. Das erste war die Vertheilung der Häuser und der liegenden Gründe. Die mehresten Häuser waren baufällig geworden, weil sie lange Zeit nicht waren bewohnt gewesen. Nur ein einziges schönes, festes Haus stand am Markte. Dazu fanden sich viele Liebhaber. Aber eben deßwegen, weil sich viele Liebhaber dazu fanden, konnte es nicht sogleich ausgemacht werden, wer es haben sollte. Rübezahl war der Meinung, weil er doch der Anführer und das Oberhaupt der Schildbürger wäre: so wäre es wohl billig, daß er dieß große Haus bekäme.

Darüber entstand ein schrecklicher Lärm, und alle Schildbürger behaupteten: das Haus möchte bekommen, wer da wollte, Rübezahl dürfte es nicht haben; das ginge durchaus nicht an; er würde zu mächtig. Der Streit wurde immer heftiger, und obgleich die Schildbürger ganz Schildburg inne hatten, konnten sie doch kein Haus beziehen; weil die Häuser noch nicht vertheilt waren. Rübezahl ließ endlich die Gemeine zusammen kommen und sagte: Lieben Bürger, es ist Zeit, daß wir die Häuser und Güter vertheilen, sonst kommen wir in Schaden. Da ihr euch nun nicht mit einander vereinigen könnet über die Vertheilung: so verordne ich, daß alles verlooset werde.

Guckt einmahl an, ihr Bürger! sagte Käsebier, was sich das Rübezählchen herausnimmt. Erst haben wir ihn zum Anführer gemacht, und nun will er uns Verordnungen machen. Was meint ihr dazu, ihr Bürger?

Das leiden wir nicht, schrieen alle, wir nehmen keine Verordnungen an, wir sind freye Leute.

Kilian Besenstiel, ein Metzger, der viel Rindfleisch gegessen und Mark in den Knochen hatte, nahm darauf das Wort und sagte: Ihr Bürger! meine Meinung ist diese: daß ich auch keine Verordnung annehme. Aber ich brauche ein Haus für meine Frau und Kinder und zu Treibung meiner Profession. Dazu schickt sich das Haus am Markte recht gut. Da werde ich meine Schöpse, Schweine und Bratwürste, wenn ich sie aushänge, recht gut verkaufen können. Und daß ihrs alle wißt, ich ziehe in das Haus. Wer etwas dagegen hat, dem schlage ich, so wahr ich Besenstiel heiße, das Beil vor den Kopf, daß ihm das Gehirn umher springen soll.

Die ganze Gemeine stand voll Ehrfurcht auf, bückte sich und — sagte: Besenstiel habe das nächste Recht zu diesem Hause.

Auf diesen Fuß wurde die ganze Vertheilung gemacht. Wer die stärksten Knochen hatte, bekam das beste Haus und die besten Aecker, und die Schwächern mußten mit baufälligen

Hüttchen und schlechten Aeckern vorlieb nehmen.

Binnen einer Woche war alles glücklich vertheilt, und es war dabey weiter keine Unordnung vorgefallen, als daß zwey Schildbürger waren todt geschlagen, und dem dritten der rechte Arm entzwey geschmissen worden.

Die Weiber der Erschlagenen wollten sich über den Verlust ihrer Männer aufhalten, aber Käsebier beruhigte sie und sagte: Schämt euch in euer Herz hinein! um so eine Kleinigkeit wollt ihr klagen? Was habt ihr denn verloren? — Eure Männer. Das lohnt sich auch wohl der Mühe, daß man so sehr darüber lamentirt. Der Freyheit muß man alles aufopfern. Es gibt ja noch Männer genug in der Welt.

Da schmunzelten die Weiber, und trockneten ihre Thränen ab.

Den folgenden Tag wurden die Erschlagenen begraben, uud der Herr Pfarrer hielt die Leichenpredigt. Er lobte nicht nur die Erschlagenen, welche für die Freyheit ihr Leben gelas-

sen, sondern auch die Weiber, welche so willig für die Freyheit sogar ihre Männer hingegeben hätten.

Die Predigt machte gewaltigen Eindruck auf die Schildbürger und Schildbürgerinnen. Sie zogen die Schupftücher heraus, und weinten so viel darein, daß man sie hätte auswingen können. Wer aber dadurch am meisten gerührt wurde, das waren die jungen Bursche. Jeder wünschte sich so eine Schildbürgerinn zur Frau zu haben.

Kaum hatte also der Herr Pfarrer den Segen gesprochen, so liefen die jungen Bursche aus der Kirche, machten eine Gasse, und sobald die braven Schildbürgerinnen aus der Kirche kamen, so schlossen sie um dieselben einen Kreis, und drangen darauf, daß sich jede aus ihnen einen Mann wählen sollte.

Die Schildbürgerinnen weinten; indeß reichte doch jede demjenigen, der ihr am besten gefiel, die Hand, und sagte, wenn es denn nicht anders seyn kann —

Nun ging jeder mit seiner Braut zu dem Herrn Pfarrer, und bath ihn, sie mit einander sogleich zu copuliren. Der Pfarrer zuckte die Achseln und sagte: Ich darf nicht, es ist gegen die Gesetze.

Da aber die Bursche ihm vorstellten, daß sie freye Leute wären, und von keinen Gesetzen etwas wüßten, so wurden sie wirklich getraut, und hielten noch am selbigen Abend ihre Hochzeit.

Rübezahl war noch immer Anführer, und hatte das Recht, die Bürgerschaft zusammen zu berufen. Es kamen aber allerley Puncte zur Sprache, die gar nichts Gutes für ihn vermuthen ließen. Erst sprach man darüber in den Spinnstuben, hernach öffentlich, endlich wurde gegen ihn eine förmliche Klage formirt. Diese enthielt folgende Puncte:

1. Rübezahl habe gefährliche Absichten, weil er verlangt habe, die Stadt Schildburg Rübezahlsruh zu nennen.

2. Rübezahl suche vor andern Vorzüge, weil er sich das beste Haus habe zueignen wollen.

3. Rübezahl sey ein Verräther, und halte es mit dem Fürsten: weil er von dem Fürsten eine Jacke und ein Paar Hosen geschenkt bekommen habe.

Rübezahl suchte sich, so gut als möglich, zu vertheidigen, und sagte unter andern: der Fürst habe ihm deßwegen die Jacke und die Hosen geschenkt, weil die seinigen zu sehr zerrissen gewesen wären. Das half aber alles nichts. Die Bürgerschaft schrie: Fort mit Rübezahl! Wir wollen keinen Verräther unter uns haben.

Rübezahl wurde also durch die Stimme des Volks verbannt, irrte zwey Jahre trostlos in der Welt herum, und kam endlich nach Schlesien auf das Riesengebirge, wo er an der rothen Ruhr sein ruhmvolles Leben einbüßte.

Da soll er noch, wenn man der Sage trauen darf, bis auf den heutigen Tag spuken und die Reisenden schabernacken.

Da nun die Gemeine von einem Manne war befreyt worden, dem sie nichts Gutes zu-

traute, und der ihr gefährlich schien: so beschloß sie, auf Anrathen des Herrn Pfarrers, zur Dankbarkeit die Kirche mahlen zu lassen, welche ziemlich rußig aussahe. Es suchte daher jeder sein Pathengeld zusammen, um die dazu nöthigen Kosten zu bestreiten.

Da die, in vieler Hinsicht possierliche Mahlerey glücklich beendiget war: so fehlte noch ein Crucifix auf dem Altar. Deßwegen wurden zwey Bursche, Kilian und Stephan, nach der Residenzstadt abgeschickt, um dort eins zu kaufen. Sie fragten also, da sie daselbst ankamen, eine alte Frau, die ihnen begegnete: wo sie ein Crucifix bekommen könnten? Diese wies sie zu einem Drechsler.

Sie gingen zu ihm und fragten: ob er Crucifixe zu verkaufen hätte? Der Drechsler, der ein muthwilliger Mensch war, sah sie an und fragte: Solls denn ein lebendiges oder ein todtes seyn?

Diese Frage hatten sich die Schildbürger nicht vermuthet, und sahen deßwegen einander bedenklich an. Endlich sagte Stephan: Weißt

du was, Kilian? Meine Meinung ist die, wir nehmen ein lebendiges. Wenn der Herr Pfarrer ein todtes haben will: so kann er es ja selbst todt schlagen.

Kilian war aber doch der Meinung, es wäre besser, daß sie erst den Herrn Pfarrer bey einer so wichtigen Sache um Rath fragten.

Sie gingen also ohne Crucifix wieder nach Hause, und trugen den Casus dem Herrn Pfarrer vor. Dieser gab ihnen den weisen Bescheid, sie sollten sich nur ein hölzernes Crucifix geben lassen, es möchte lebendig oder todt seyn, wenn es nur hübsch vergoldet wäre.

Da nun die Kirche so stattlich ausgeziert war; so wurde beschlossen, ein solennes Dankfest zu feyern, und das Te Deum abzusingen. Es wurden also die ganze Woche hindurch Anstalten gemacht, die Weiber buken Kuchen, und die Männer trugen Hahnebutten und Schleenbüsche zusammen, und puzten damit die Kirche aus. Nichelmann trug aber darauf an, daß man eine Kanone herbeyhohlen, und damit zu dem Te Deum kanoniren sollte.

Der Vorschlag fand Beyfall, und Richelmann lief selbst nach der Residenz und bath, daß man ihm eine Kanone möchte verabfolgen lassen. Sie wurde ihm gegeben, und der Constabler, der sie ihm gab, sagte, es sey ein Dreypfünder.

Was ist das, ein Dreypfünder? fragte der bedächtige Richelmann.

Eine Kanone, antwortete der Constabler, die drey Pfund schießt.

Gut, gut! sagte Richelmann, und ließ die Kanone nach Schildburg führen, wo sie von der Bürgerschaft mit großem Jubel empfangen wurde. Auch hatte Richelmann sich mit einem ziemlichen Sack voll Pulver versehen.

Da nun der Sonntag kam, war das erste, was Richelmann that, dieses, daß er drey Pfund Pulver in die Kanone lud, und eine lange, lange Stange nahm, und ein Stückchen Schwamm daran steckte, um die Kanone damit loszuschießen.

Sobald nun die Gemeinde den Lobgesang anstimmte, braunte Richelmann den Schwamm

an, näherte sich zitternd der Kanone, fuhr mit dem Schwamme darauf hin, und traf endlich, nachdem die Hälfte des Lobgesanges geendiget war, das Zündloch.

Was lange währt, pflegt man zu sagen, das wird gut. Das traf auch hier ein. So wie der Schwamm auf das Zündloch kam, that es so einen schrecklichen Knall, daß alle Schildbürgerinnen in der Kirche hoch in die Höhe fuhren. Ja noch mehr! die Kanone selbst sprang in tausend Stücke, davon einige in die Kirchenfenster, andere aber an Richelmanns Kopfe wegflogen. Dieser fiel vor Schrecken todt zur Erde nieder.

Das Te Deum war nun geendigt, die Gemeine lief zur Kirche heraus, sah keine Kanone mehr, Richelmann aber zur Erde gestreckt. Da sperrten alle den Mund weit auf, und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten.

Endlich fing einer an und sagte: Was ist zu thun — das Unglück ist einmahl geschehen, wir müssen nun nur dazu thun, daß Richelmann begraben wird.

Der Schreiner, der dabey stand, sagte, er habe einen Sarg vorräthig, einen recht bunten, er wolle gleich nach Hause laufen, und ihn herbey hohlen.

Das waren alle recht wohl zufrieden. Nach etlichen Minuten kam er ganz außer Odem zurück, brachte den Sarg, und Männer und Weiber griffen nun an, um den guten Nichelmann hinein zu legen. Vier andere Männer machten unterdessen das Grab.

Schade, daß der Sarg zu klein war! Sie mochten Nichelmann legen wie sie wollten, so ragten die Füße immer über denselben hinaus. Da war nun guter Rath theuer. Nachdem sie die Sache hin und her überlegt hatten, fielen sie endlich darauf, dem Erblaßten die Schuhe auszuziehen, und, damit er doch am jüngsten Tage nicht barfuß laufen dürfe, sie neben ihn in den Sarg zu legen.

Das geschah nun, und man schob ihm die Beine so hoch in die Höhe, daß die Kniee beynahe an das Kinn stießen. Dabey gingen sie aber doch nicht behuthsam genug zu Werke. Sie

hatten die Schuhe so unbedachtsam in den Sarg gelegt, daß die Zunge von der einen Schnalle in die Höhe stand, und gerade unter Nichelmanns Gesäß zu liegen kam. Da sie ihn nun recht zusammen drückten, damit sie den Sargdeckel auf ihn bringen konnten, drückten sie die Zunge der Schnalle in Nichelmanns Gesäß, welches diesem einen so großen Schmerz verurursachte, daß er laut zu schreyen anfing: Auweh!

Himmel! wie erschraken die Schildbürger, als sie das Auweh rufen hörten. Sie liefen fort, über Hals und Kopf, und keiner getraute sich umzusehen. Erst am Ende der Gasse blieben die beherztesten stehen, um zu sehen, was aus dieser Wundergeschichte werden würde.

Nichelmann sperrte die Augen weit auf, wußte gar nicht, was das alles bedeuten sollte, stieg endlich aus dem Sarge heraus, und zog die Schnallenzunge aus dem Gesäße, die mit dem Schuhe daran hing.

So wie er aus dem Sarge stieg, lief jedes in sein Haus, und rammelte die Thüre fest zu.

Der arme, erschrockene Richelmann wankte nach seinem Hause zu, und pochte an. Seine Frau lauschte durch das Fenster. Kaum erblickte sie ihn aber: so rammelte sie die Thür fest zu, fiel mit ihren Kindern auf die Kniee, und bethete den Rosenkranz. Je mehr Richelmann pochte und lamentirte, desto stärker bethete sie, bis dieser endlich die Thüre eintrat, und von seinem Hause wieder Besitz nahm. Da sprang die Frau mit ihren Kindern zur Hinterthür hinaus, und kam nicht eher wieder, bis der Herr Pfarrer mitging, und alles mit Weihwasser besprengte.

Die Schildbürger waren nun so glücklich, daß sie ganz frey waren, und jeder thun konnte, was ihm gut dünkte. Dabey befanden sie sich ganz wohl sechs Tage lang. Hernach fiel es diesem und jenem ein, manches zu thun, was dem andern nicht recht war. Daraus entstand viel Streit und Zank. Da nun kein Richter da war, und kein Gesetz: so machten sie die Sachen immer unter einander selbst aus, schlugen einander die Fenster ein, und zogen einander bey

den Haaren herum, und der Stärkste behielt allemahl Recht.

Da nun Löffelstiel einmahl bey so einem Rechtshandel tüchtige Schläge bekommen hatte, so trug er den nächsten Sonntag, als die Bürgerschaft aus der Kirche kam, die Sache vor, und that den Vorschlag, daß wieder ein neues Oberhaupt gewählet würde. Dadurch wurde die ganze Bürgerschaft erbittert, glaubte, er strebe nach der Oberherrschaft, und es fehlte nicht viel, so hätte er emigriren müssen, wie weiland Rübezahl. Bey dieser Gelegenheit setzten sie doch aber fest, daß jeder, wenn er einen Casus vorzutragen hätte, das Recht haben sollte, in ganz Schildburg herum zu gehen, an die Fenster zu pochen, und die Gemeine zusammen zu berufen.

Dieses Rechtes bedienten sich einige, und allemahl kamen etliche Schildbürger zusammen. Die übrigen blieben aber weg, und sagten: es habe ihnen niemand etwas zu befehlen.

Einmahl ließ auch Löffelstiel die Gemeine zusammen kommen, und trug darauf an, daß man doch bisweilen über das allgemeine Beste deliberiren solle. Die öffentlichen Gebäude geriethen in Verfall, alles ginge drunter und drüber. Er habe einen wichtigen Vortrag zu thun.

Zwey Fremde, die dabey zugegen waren, spitzten die Ohren, um zu vernehmen, was zum Vorschein kommen würde. Der eine sagte: Gib Achtung, es wird auf die Errichtung einer Schule kommen. Nein, sagte der andere, es wird auf die Reparirung des Rathhauses angetragen werden. Beyde wetteten um zwey Zwanziger.

Löffelstiel that seinen Mund auf; beyde waren voller Erwartung, welcher von ihnen gewinnen würde — aber keiner von beyden gewann.

Löffelstiel sprach nähmlich folgendermaßen: „Lieben Bürger, ehe wir eins in das andere reden, so müssen wir vor allen andern Dingen unsere Gerechtigkeiten behaupten. Nun

haben wir aber die Gerechtigkeit, zu hängen; denn wir haben einen Galgen. Der Galgen wird baufällig, wenn einmahl ein starker Sturm kommt, so wirft er uns ihn um, und da ist es mit unsrer Gerechtigkeit aus. Ich trage darauf an, daß man einen neuen Galgen errichten lasse."

Der Vorschlag ging durch, und jeder Schildbürger versprach dazu einen Beytrag zu geben. Nach vierzehn Tagen hatte Schildburg wirklich die Freude, einen neuen Galgen zu sehen.

Da nun die Bürgerschaft sich um den Galgen versammelte, sagte einer von ihnen: Das ist wohl ganz gut, daß wir einen Galgen haben; wenn wir aber unsre Gerechtigkeit behaupten wollen: so müssen wir einen daran hängen. Bürger! ist denn keiner unter euch, der so viele Liebe zur Freyheit hätte, daß er sich aufhängen ließe? Es wollte sich aber niemand dazu verstehen.

Nachdem man die Sache hin und her überlegt hatte, wurde man einig, Folgendes in die Zeitung setzen zu lassen: da die Gemeine Schild-

burg, zur Behauptung ihrer Gerechtigkeit, einen Menschen nöthig habe, der sich hängen ließe, so würde hiermit jedermann, der dazu Lust hätte, ersucht, sich bald zu melden. Er solle dreyßig Gulden baares Geld zur Belohnung bekommen, und von Fuß auf neu gekleidet werden.

Allein ob sie diese Anzeige gleich zwey Mahl in die Zeitung setzen ließen, so fand sich doch niemand, der Lust bezeigt hätte, sich hängen zu lassen.

Da sie also keinen Auswärtigen bekommen konnten, so nahmen sie einen von ihren eigenen Burschen, der in des Nachbars Garten eine Mütze voll Aepfel gestohlen hatte, und knüpften ihn auf, wobey die sämmtliche Bürgerschaft mit Hand anlegte.

Jetzt fing nun Schildburg an, die Früchte der Freyheit recht zu genießen. Da ihr Land einige Jahre nicht war bewohnt gewesen, so hatte es an allem Ueberfluß. Die Wälder waren dicht mit Holz bewachsen und mit Wild angefüllt. Die Bäume waren voll Vögel, die die ganze Gegend mit ihrem Gesange erfüllten.

und das Wasser wimmelte von Fischen. Das gab nun für unsere Schildbürger reiche Ernten. Statt daß sie sich mit dem beschwerlichen Ackerbau und mit Treibung ihrer Professionen hätten abgeben sollen, lernten sie schießen, putzten einen Hirsch, einen Rehbock, einen Hasen nach dem andern weg, fingen Fische und Krebse, fingen die Nachtigallen und Finken weg, und trugen sie in die Residenzstadt zum Verkaufe, fällten Holz, und verkauften es theils Klafternweise an ihre Nachbaren, oder führten es auf Schubkarren zu Markte. So lebten sie alle Tage herrlich und in Freuden. Da Holzart seine älteste Tochter ausstattete, so richtete er eine Hochzeit aus, die sich gewaschen hatte. Da gab es Reh- und Hasenbraten, Fische und Krebse, und Wein die Menge, welchen er von einem Fuhrmanne bekommen hatte, für etliche Klaftern Holz, die er ihm hatte zukommen lassen.

Sind wir nicht glücklich, sprach er, daß wir freye Leute sind! Jetzt wischen wir es besser vom Maule, als wir es sonst an hohen Festtagen thaten. Nun ergriff er ein Glas Wein,

Der Vorschlag fand Beyfall, und Nichelmann lief selbst nach der Residenz und bath, daß man ihm eine Kanone möchte verabfolgen lassen. Sie wurde ihm gegeben, und der Constabler, der sie ihm gab, sagte, es sey ein Dreypfünder.

Was ist das, ein Dreypfünder? fragte der bedächtige Nichelmann.

Eine Kanone, antwortete der Constabler, die drey Pfund schießt.

Gut, gut! sagte Nichelmann, und ließ die Kanone nach Schildburg führen, wo sie von der Bürgerschaft mit großem Jubel empfangen wurde. Auch hatte Nichelmann sich mit einem ziemlichen Sack voll Pulver versehen.

Da nun der Sonntag kam, war das erste, was Nichelmann that, dieses, daß er drey Pfund Pulver in die Kanone lud, und eine lange, lange Stange nahm, und ein Stückchen Schwamm daran steckte, um die Kanone damit loszuschießen.

Sobald nun die Gemeinde den Lobgesang anstimmte, brannte Nichelmann den Schwamm

an, näherte sich zitternd der Kanone, fuhr mit dem Schwamme darauf hin, und traf endlich, nachdem die Hälfte des Lobgesanges geendiget war, das Zündloch.

Was lange währt, pflegt man zu sagen, das wird gut. Das traf auch hier ein. So wie der Schwamm auf das Zündloch kam, that es so einen schrecklichen Knall, daß alle Schildbürgerinnen in der Kirche hoch in die Höhe fuhren. Ja noch mehr! die Kanone selbst sprang in tausend Stücke, davon einige in die Kirchenfenster, andere aber an Richelmanns Kopfe wegflogen. Dieser fiel vor Schrecken todt zur Erde nieder.

Das Te Deum war nun geendigt, die Gemeine lief zur Kirche heraus, sah keine Kanone mehr, Richelmann aber zur Erde gestreckt. Da sperrten alle den Mund weit auf, und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten.

Endlich fing einer an und sagte: Was ist zu thun — das Unglück ist einmahl geschehen, wir müssen nun nur dazu thun, daß Richelmann begraben wird.

Der Schreiner, der dabey stand, sagte, er habe einen Sarg vorräthig, einen recht breiten, er wolle gleich nach Hause laufen, und ihn herbey hohlen.

Das waren alle recht wohl zufrieden. Nach etlichen Minuten kam er ganz außer Athem zurück, brachte den Sarg, und Männer und Weiber griffen nun an, um den guten Richelmann hinein zu legen. Vier andere Männer machten unterdessen das Grab.

Schade, daß der Sarg zu klein war! Sie mochten Richelmann legen wie sie wollten, so ragten die Füße immer über denselben hinaus. Da war nun guter Rath theuer. Nachdem sie die Sache hin und her überlegt hatten, fielen sie endlich darauf, dem Erblaßten die Schuhe auszuziehen, und, damit er doch am jüngsten Tage nicht barfuß laufen dürfe, sie neben ihn in den Sarg zu legen.

Das geschah nun, und man schob ihm die Beine so hoch in die Höhe, daß die Kniee beynahe an das Kinn stießen. Dabey gingen sie doch nicht behuthsam genug zu Werke. Sie

hatten die Schuhe so unbedachtsam in den Sarg gelegt, daß die Zunge von der einen Schnalle in die Höhe stand, und gerade unter Nichelmanns Gesäß zu liegen kam. Da sie ihn nun recht zusammen drückten, damit sie den Sargdeckel auf ihn bringen konnten, drückten sie die Zunge der Schnalle in Nichelmanns Gesäß, welches diesem einen so großen Schmerz verursachte, daß er laut zu schreyen anfing: Aweh!

Himmel! wie erschraken die Schildbürger, als sie das Auweh rufen hörten. Sie liefen fort, über Hals und Kopf, und keiner getraute sich umzusehen. Erst am Ende der Gasse blieben die beherztesten stehen, um zu sehen, was aus dieser Wundergeschichte werden würde.

Nichelmann sperrte die Augen weit auf, wußte gar nicht, was das alles bedeuten sollte, stieg endlich aus dem Sarge heraus, und zog die Schnallenzunge aus dem Gesäße, die mit dem Schuhe daran hing.

So wie er aus dem Sarge stieg, lief jedes in sein Haus, und rammelte die Thüre fest zu.

Der arme, erschrockene Nichelmann wankte nach seinem Hause zu, und pochte an. Seine Frau lauschte durch das Fenster. Kaum erblickte sie ihn aber: so rammelte sie die Thür fest zu, fiel mit ihren Kindern auf die Kniee, und bethete den Rosenkranz. Je mehr Nichelmann pochte und lamentirte, desto stärker bethete sie, bis dieser endlich die Thüre eintrat, und von seinem Hause wieder Besitz nahm. Da sprang die Frau mit ihren Kindern zur Hinterthür hinaus, und kam nicht eher wieder, bis der Herr Pfarrer mitging, und alles mit Weihwasser besprengte.

Die Schildbürger waren nun so glücklich, daß sie ganz frey waren, und jeder thun konnte, was ihm gut dünkte. Dabey befanden sie sich ganz wohl sechs Tage lang. Hernach fiel es diesem und jenem ein, manches zu thun, was dem andern nicht recht war. Daraus entstand viel Streit und Zank. Da nun kein Richter da war, und kein Gesetz: so machten sie die Sachen immer unter einander selbst aus, schlugen einander die Fenster ein, und zogen einander bey

den Haaren herum, und der Stärkste behielt allemahl Recht.

Da nun Löffelstiel einmahl bey so einem Rechtshandel tüchtige Schläge bekommen hatte, so trug er den nächsten Sonntag, als die Bürgerschaft aus der Kirche kam, die Sache vor, und that den Vorschlag, daß wieder ein neues Oberhaupt gewählet würde. Dadurch wurde die ganze Bürgerschaft erbittert, glaubte, er strebe nach der Oberherrschaft, und es fehlte nicht viel, so hätte er emigriren müssen, wie weiland Rübezahl. Bey dieser Gelegenheit setzten sie doch aber fest, daß jeder, wenn er einen Casus vorzutragen hätte, das Recht haben sollte, in ganz Schildburg herum zu gehen, an die Fenster zu pochen, und die Gemeine zusammen zu berufen.

Dieses Rechtes bedienten sich einige, und allemahl kamen etliche Schildbürger zusammen. Die übrigen blieben aber weg, und sagten: es habe ihnen niemand etwas zu befehlen.

Einmahl ließ auch Löffelstiel die Gemeine zusammen kommen, und trug darauf an, daß man doch bisweilen über das allgemeine Beste deliberiren solle. Die öffentlichen Gebäude geriethen in Verfall, alles ginge drunter und drüber. Er habe einen wichtigen Vortrag zu thun.

Zwey Fremde, die dabey zugegen waren, spitzten die Ohren, um zu vernehmen, was zum Vorschein kommen würde. Der eine sagte: Gib Achtung, es wird auf die Errichtung einer Schule kommen. Nein, sagte der andere, es wird auf die Reparirung des Rathhauses angetragen werden. Beyde wetteten um zwey Zwanziger.

Löffelstiel that seinen Mund auf; beyde waren voller Erwartung, welcher von ihnen gewinnen würde — aber keiner von beyden gewann.

Löffelstiel sprach nähmlich folgendermaßen: „Lieben Bürger, ehe wir eins in das andere reden, so müssen wir vor allen andern Dingen unsere Gerechtigkeiten behaupten. Nun

haben wir aber die Gerechtigkeit, zu hängen; denn wir haben einen Galgen. Der Galgen wird baufällig, wenn einmahl ein starker Sturm kommt, so wirft er uns ihn um, und da ist es mit unsrer Gerechtigkeit aus. Ich trage darauf an, daß man einen neuen Galgen errichten lasse."

Der Vorschlag ging durch, und jeder Schildbürger versprach dazu einen Beytrag zu geben. Nach vierzehn Tagen hatte Schildburg wirklich die Freude, einen neuen Galgen zu sehen.

Da nun die Bürgerschaft sich um den Galgen versammelte, sagte einer von ihnen: Das ist wohl ganz gut, daß wir einen Galgen haben; wenn wir aber unsre Gerechtigkeit behaupten wollen: so müssen wir einen daran hängen. Bürger! ist denn keiner unter euch, der so viele Liebe zur Freyheit hätte, daß er sich aufhängen ließe? Es wollte sich aber niemand dazu verstehen.

Nachdem man die Sache hin und her überlegt hatte, wurde man einig, Folgendes in die Zeitung setzen zu lassen: da die Gemeine Schild-

traute, und der ihr gefährlich schien: so beschloß sie, auf Anrathen des Herrn Pfarrers, zur Dankbarkeit die Kirche mahlen zu lassen, welche ziemlich rußig aussahe. Es suchte daher jeder sein Pathengeld zusammen, um die dazu nöthigen Kosten zu bestreiten.

Da die, in vieler Hinsicht possierliche Mahlerey glücklich beendiget war: so fehlte noch ein Crucifix auf dem Altar. Deßwegen wurden zwey Bursche, Kilian und Stephan, nach der Residenzstadt abgeschickt, um dort eins zu kaufen. Sie fragten also, da sie daselbst ankamen, eine alte Frau, die ihnen begegnete: wo sie ein Crucifix bekommen könnten? Diese wies sie zu einem Drechsler.

Sie gingen zu ihm und fragten: ob er Crucifixe zu verkaufen hätte? Der Drechsler, der ein muthwilliger Mensch war, sah sie an und fragte: Soll's denn ein lebendiges oder ein todtes seyn?

Diese Frage hatten sich die Schildbürger nicht vermuthet, und sahen deßwegen einander bedenklich an. Endlich sagte Stephan: Weißt

da was, Kilian? Meine Meinung ist die, wir nehmen ein lebendiges. Wenn der Herr Pfarrer ein todtes haben will: so kann er es ja selbst todt schlagen.

Kilian war aber doch der Meinung, es wäre besser, daß sie erst den Herrn Pfarrer bey einer so wichtigen Sache um Rath fragten.

Sie gingen also ohne Crucifix wieder nach Hause, und trugen den Casus dem Herrn Pfarrer vor. Dieser gab ihnen den weisen Bescheid, sie sollten sich nur ein hölzernes Crucifix geben lassen, es möchte lebendig oder todt seyn, wenn es nur hübsch vergoldet wäre.

Da nun die Kirche so stattlich ausgeziert war, so wurde beschlossen, ein solennes Dankfest zu feyern, und das Te Deum abzusingen. Es wurden also die ganze Woche hindurch Anstalten gemacht, die Weiber buken Kuchen, und die Männer trugen Hahnebutten und Schleenbüsche zusammen, und putzten damit die Kirche aus. Michelmann trug aber darauf an, daß man eine Kanone herbeyhohlen, und damit zu dem Te Deum kanoniren sollte.

Der Vorschlag fand Beyfall, und Nichelmann lief selbst nach der Residenz und bath, daß man ihm eine Kanone möchte verabfolgen lassen. Sie wurde ihm gegeben, und der Constabler, der sie ihm gab, sagte, es sey ein Dreypfünder.

Was ist das, ein Dreypfünder? fragte der bedächtige Nichelmann.

Eine Kanone, antwortete der Constabler, die drey Pfund schießt.

Gut, gut! sagte Nichelmann, und ließ die Kanone nach Schildburg führen, wo sie von der Bürgerschaft mit großem Jubel empfangen wurde. Auch hatte Nichelmann sich mit einem ziemlichen Sack voll Pulver versehen.

Da nun der Sonntag kam, war das erste, was Nichelmann that, dieses, daß er drey Pfund Pulver in die Kanone lud, und eine lange, lange Stange nahm, und ein Stückchen Schwamm daran steckte, um die Kanone damit loszuschießen.

Sobald nun die Gemeinde den Lobgesang anstimmte, brannte Nichelmann den Schwamm

an, näherte sich zitternd der Kanone, fuhr mit dem Schwamme darauf hin, und traf endlich, nachdem die Hälfte des Lobgesanges geendiget war, das Zündloch.

Was lange währt, pflegt man zu sagen, das wird gut. Das traf auch hier ein. So wie der Schwamm auf das Zündloch kam, that es so einen schrecklichen Knall, daß alle Schildbürgerinnen in der Kirche hoch in die Höhe fuhren. Ja noch mehr! die Kanone selbst sprang in tausend Stücke, davon einige in die Kirchenfenster, andere aber an Nichelmanns Kopfe wegflogen. Dieser fiel vor Schrecken todt zur Erde nieder.

Das Te Deum war nun geendigt, die Gemeine lief zur Kirche heraus, sah keine Kanone mehr, Nichelmann aber zur Erde gestreckt. Da sperrten alle den Mund weit auf, und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten.

Endlich fing einer an und sagte: Was ist zu thun — das Unglück ist einmahl geschehen, wir müssen nun nur dazu thun, daß Nichelmann begraben wird.

Der Schreiner, der dabey stand, sagte, er habe einen Sarg vorräthig, einen recht bunten, er wolle gleich nach Hause laufen, und ihn herbey hohlen.

Das waren alle recht wohl zufrieden. Nach etlichen Minuten kam er ganz außer Odem zurück, brachte den Sarg, und Männer und Weiber griffen nun an, um den guten Nichelmann hinein zu legen. Vier andere Männer machten unterdessen das Grab.

Schade, daß der Sarg zu klein war! Sie mochten Nichelmann legen wie sie wollten, so ragten die Füße immer über denselben hinaus. Da war nun guter Rath theuer. Nachdem sie die Sache hin und her überlegt hatten, fielen sie endlich darauf, dem Erblaßten die Schuhe auszuziehen, und, damit er doch am jüngsten Tage nicht barfuß laufen dürfe, sie neben ihn in den Sarg zu legen.

Das geschah nun, und man schob ihm die Beine so hoch in die Höhe, daß die Knie beynahe an das Kinn stießen. Dabey gingen sie aber doch nicht behuthsam genug zu Werke. Sie

hatten die Schuhe so unbedachtsam in den Sarg gelegt, daß die Zunge von der einen Schnalle in die Höhe stand, und gerade unter Nichelmanns Gesäß zu liegen kam. Da sie ihn nun recht zusammen drückten, damit sie den Sargdeckel auf ihn bringen konnten, drückten sie die Zunge der Schnalle in Nichelmanns Gesäß, welches diesem einen so großen Schmerz verursachte, daß er laut zu schreyen anfing: Auweh!

Himmel! wie erschraken die Schildbürger, als sie das Auweh rufen hörten. Sie liefen fort, über Hals und Kopf, und keiner getraute sich umzusehen. Erst am Ende der Gasse blieben die beherztesten stehen, um zu sehen, was aus dieser Wundergeschichte werden würde.

Nichelmann sperrte die Augen weit auf, wußte gar nicht, was das alles bedeuten sollte, stieg endlich aus dem Sarge heraus, und zog die Schnallenzunge aus dem Gesäße, die mit dem Schuhe daran hing.

So wie er aus dem Sarge stieg, lief jedes in sein Haus, und rammelte die Thüre fest zu.

Der arme, erschrockene Richelmann wankte nach seinem Hause zu, und pochte an. Seine Frau lauschte durch das Fenster. Kaum erblickte sie ihn aber: so rammelte sie die Thür fest zu, fiel mit ihren Kindern auf die Kniee, und bethete den Rosenkranz. Je mehr Richelmann pochte und lamentirte, desto stärker bethete sie, bis dieser endlich die Thüre eintrat, und von seinem Hause wieder Besitz nahm. Da sprang die Frau mit ihren Kindern zur Hinterthür hinaus, und kam nicht eher wieder, bis der Herr Pfarrer mitging, und alles mit Weihwasser besprengte.

Die Schildbürger waren nun so glücklich, daß sie ganz frey waren, und jeder thun konnte, was ihm gut dünkte. Dabey befanden sie sich ganz wohl sechs Tage lang. Hernach fiel es diesem und jenem ein, manches zu thun, was dem andern nicht recht war. Daraus entstand viel Streit und Zank. Da nun kein Richter da war, und kein Gesetz: so machten sie die Sachen immer unter einander selbst aus, schlugen einander die Fenster ein, und zogen einander bey

den Haaren herum, und der Stärkste behielt allemahl Recht.

Da nun Löffelstiel einmahl bey so einem Rechtshandel tüchtige Schläge bekommen hatte, so trug er den nächsten Sonntag, als die Bürgerschaft aus der Kirche kam, die Sache vor, und that den Vorschlag, daß wieder ein neues Oberhaupt gewählet würde. Dadurch wurde die ganze Bürgerschaft erbittert, glaubte, er strebe nach der Oberherrschaft, und es fehlte nicht viel, so hätte er emigriren müssen, wie weiland Rübezahl. Bey dieser Gelegenheit setzten sie doch aber fest, daß jeder, wenn er einen Casus vorzutragen hätte, das Recht haben sollte, in ganz Schildburg herum zu gehen, an die Fenster zu pochen, und die Gemeine zusammen zu berufen.

Dieses Rechtes bedienten sich einige, und allemahl kamen etliche Schildbürger zusammen. Die übrigen blieben aber weg, und sagten: es habe ihnen niemand etwas zu befehlen.

Einmahl ließ auch Löffelstiel die Gemeine zusammen kommen, und trug darauf an, daß man doch bisweilen über das allgemeine Beste deliberiren solle. Die öffentlichen Gebäude geriethen in Verfall, alles ginge drunter und drüber. Er habe einen wichtigen Vortrag zu thun.

Zwey Fremde, die dabey zugegen waren, spitzten die Ohren, um zu vernehmen, was zum Vorschein kommen würde. Der eine sagte: Gib Achtung, es wird auf die Errichtung einer Schule kommen. Nein, sagte der andere, es wird auf die Reparirung des Rathhauses angetragen werden. Beyde wetteten um zwey Zwanziger.

Löffelstiel that seinen Mund auf; beyde waren voller Erwartung, welcher von ihnen gewinnen würde — aber keiner von beyden gewann.

Löffelstiel sprach nähmlich folgendermaßen: „Lieben Bürger, ehe wir eins in das andere reden, so müssen wir vor allen andern Dingen unsere Gerechtigkeiten behaupten. Nun

haben wir aber die Gerechtigkeit, zu hängen; denn wir haben einen Galgen. Der Galgen wird baufällig, wenn einmahl ein starker Sturm kommt, so wirft er uns ihn um, und da ist es mit unsrer Gerechtigkeit aus. Ich trage darauf an, daß man einen neuen Galgen errichten lasse."

Der Vorschlag ging durch, und jeder Schildbürger versprach dazu einen Beytrag zu geben. Nach vierzehn Tagen hatte Schildburg wirklich die Freude, einen neuen Galgen zu sehen.

Da nun die Bürgerschaft sich um den Galgen versammelte, sagte einer von ihnen: Das ist wohl ganz gut, daß wir einen Galgen haben; wenn wir aber unsre Gerechtigkeit behaupten wollen: so müssen wir einen daran hängen. Bürger! ist denn keiner unter euch, der so viele Liebe zur Freyheit hätte, daß er sich aufhängen ließe? Es wollte sich aber niemand dazu verstehen.

Nachdem man die Sache hin und her überlegt hatte, wurde man einig, Folgendes in die Zeitung setzen zu lassen: da die Gemeine Schild-

burg, zur Behauptung ihrer Gerechtigkeit, einen Menschen nöthig habe, der sich hängen liesse, so würde hiermit jedermann, der dazu Lust hätte, ersucht, sich bald zu melden. Er solle dreyssig Gulden baares Geld zur Belohnung bekommen, und von Fuss auf neu gekleidet werden.

Allein ob sie diese Anzeige gleich zwey Mahl in die Zeitung setzen liessen, so fand sich doch niemand, der Lust bezeigt hätte, sich hängen zu lassen.

Da sie also keinen Auswärtigen bekommen konnten, so nahmen sie einen von ihren eigenen Burschen, der in des Nachbars Garten eine Müze voll Aepfel gestohlen hatte, und knüpften ihn auf, wobey die sämmtliche Bürgerschaft mit Hand anlegte.

Jetzt fing nun Schildburg an, die Früchte der Freyheit recht zu geniessen. Da ihr Land einige Jahre nicht war bewohnt gewesen, so hatte es an allem Ueberfluss. Die Wälder waren dicht mit Holz bewachsen und mit Wild angefüllt. Die Bäume waren voll Vögel, die die ganze Gegend mit ihrem Gesange erfüllten.

und das Wasser wimmelte von Fischen. Das gab nun für unsere Schildbürger reiche Ernten. Statt daß sie sich mit dem beschwerlichen Ackerbau und mit Treibung ihrer Professionen hätten abgeben sollen, lernten sie schießen, putzten einen Hirsch, einen Rehbock, einen Hasen nach dem andern weg, fingen Fische und Krebse, fingen die Nachtigallen und Finken weg, und trugen sie in die Residenzstadt zum Verkaufe, fällten Holz, und verkauften es theils Klafternweise an ihre Nachbaren, oder führten es auf Schubkarren zu Markte. So lebten sie alle Tage herrlich und in Freuden. Da Holzaxt seine älteste Tochter ausstattete, so richtete er eine Hochzeit aus, die sich gewaschen hatte. Da gab es Reh- und Hasenbraten, Fische und Krebse, und Wein die Menge, welchen er von einem Fuhrmanne bekommen hatte, für etliche Klaftern Holz, die er ihm hatte zukommen lassen.

Sind wir nicht glücklich, sprach er, daß wir freye Leute sind! Jetzt wischen wir es besser vom Maule, als wir es sonst an hohen Festtagen thaten. Nun ergriff er ein Glas Wein,

und rief: Es lebe die Freyheit! und alle Schildbürger riefen mit: Es lebe die Freyheit! und tranken dazu, bis sie taumelten.

Es ist doch auf der Welt alles vergänglich. Auch diese Freude dauerte nicht lang. Nach etlichen Jahren nahm das Holz, das Wild, die Fische ab, und da noch ein Paar Jahre vorbey waren, so war alles aufgezehrt. Die Berge standen kahl, die Vögel waren weggewiesen, kein Wild war mehr zu sehen, und im Wasser wurde kein Fisch mehr gefangen, als bisweilen ein Rotzkoben.

Dadurch geriethen die Schildbürger in große Noth, zumahl da sie sich die Arbeit abgewöhnt hatten. Jetzt hätte einer von Glück zu sagen, wenn er einen Schubkarren voll Holz zusammen stoppeln, zu Markte führen, und dafür etliche Brote kaufen konnte.

Die Bürgerschaft kam daher einmahl zusammen, und berathschlagte sich, was unter solchen Umständen wohl zu thun sey? Was wird zu thun seyn? was wird zu thun seyn? sagte einer. Es ist Gottes Gerichte. Ich schlage vor:

daß wir einen Buß-, Fast- und Bethtag halten, und so den Zorn Gottes abzuwenden suchen.

Der Vorschlag wurde angenommen, und der nächste Freytag zum Buß-, Fast- und Bethtage bestimmt, in der Hoffnung, daß sie das Holz, das Wild und die Fische wieder herbey bethen und singen wollten.

Die Fasten hielten sie, man muß es ihnen zum Ruhme nachsagen, recht genau, und kein einziger Schildbürger nahm einen Bissen Brot in den Mund, welches ihnen freylich nicht schwer fiel, da keiner einen Bissen im Hause hatte. In der Kirche sangen sie die Litaney knieend; dann zogen sie durch das Feld in Prozession, um die Berge, Flüsse und Teiche herum.

Da sie an den letzten Teich kamen, war da schon alles lebendig. Auf allen Seiten plumpte etwas ins Wasser. Die Schildbürger freuten sich, stießen einander an, und einer sagte zum andern: Siehst du da die Karpfen? Die Prozession hat doch etwas geholfen; nun können wir doch wieder ein Stück Fisch in Ruhe

essen. Ein Schildbürger wollte auch sogar bemerkt haben, daß während des Umganges das Holz gewachsen sey. Ob er recht gesehen habe? das lasse ich dahin gestellt seyn; was aber die Thiere betrifft, die im Wasser sich geregt hatten: so versichert ein Fremder, der alles mit ansah, es wären nicht Karpfen, sondern Frösche gewesen.

Dieser Fremde war nun ein besonderer Mann. Andere Fremde, wenn sie nach Schildburg kamen, höhneten immer die Schildbürger. Wenn diese, ihrer Meinung nach, ihre Sache noch so gut eingerichtet hatten: so lachten sie doch darüber. Dieser aber bedauerte sie.

Da die Prozession geendigt war, trat er unter sie, und hielt folgende Anrede:

„Lieben Schildbürger! ihr dauert mich, weil ich wohl sehe, daß ihr arme, betrogene Leute seyd. Ihr habt die Freyheit loben hören, und habt sie gesucht. Aber ich muß es euch sagen, daß ihr gar nicht recht verstanden habt, was eigentlich Freyheit sey. Freyheit von schweren Bedrückungen und Ungerechtigkeiten ist frey-

lich eine schöne Sache. Habt ihr diese aber nicht bey eurem Fürsten gehabt? seyd ihr vielleicht von ihm gedrückt worden? hat er euch Unrecht gethan? hat er euch nicht zu eurem Rechte geholfen?"

Darüber, antwortete ein Schildbürger, haben wir freylich keine Klage. Aber wir wollen frey seyn.

Fremder. Wovon denn?

Sch. Wir wollen uns nicht befehlen lassen.

Fr. So! also wollt ihr vermuthlich von Gesetzen frey seyn?

Sch. Ganz recht! wir wollen von keinen Gesetzen etwas wissen. Kurz und gut, es soll uns niemand etwas zu befehlen haben.

Fr. Ihr armen Leute! ich sehe wohl, daß ihr gar nicht versteht, was Freyheit sey. Freyheit besteht darin, daß man nicht gedrückt wird. Von Gesetzen und Oberherrn und Abgaben kann aber keine Gesellschaft frey seyn. Ihr habt ja freylich bisher keine Gesetze, keinen Oberherrn gehabt, habt auch nur Erbzinsen und Beyträge entrichtet, und geglaubt, dieß wären keine Ab-

gaben. Aber ihr seht auch, was dabey heraus kommt. Es geht bey euch alles drunter und drüber. Ihr seyd in die größte Armuth gerathen, und wenn ihr nicht bald eine vernünftige Abänderung macht, so werdet ihr alle mit einander Bettler.

Sch. Ey Bettler hin, Bettler her! Wir haben auch betteln gelernt, und wollen lieber als freye Leute betteln, als bey vollen Schüsseln uns turbiren lassen.

Fr. Nun wenn das eure Meinung ist: so bin ichs auch zufrieden. Ich stehe unter einem Fürsten, und gehorche Gesetzen, und zahle Abgaben. Dabey habe ich mein gutes Auskommen, und thue, was mir gefällt. Das Böse thue ich freylich nicht; aber wenn ich es thun wollte, so schadete ich mir ja selbst, und wäre ein Narr. Lebt wohl! lieben Leute!

Der Fremde war ein herzensguter, aber dabey ein sehr listiger Mann. Indem er nach Hause ritt, sann er sich etwas aus, was er für die Schildbürger thun wollte. Was das war, das wollen wir hören.

Er hatte einen Bedienten, der lange in seinen Diensten gewesen war, Nahmens Bryfuß. Dieser hatte ein Mädchen lieb, das bey einer andern Herrschaft in Diensten stand. Beyde hatten sich bey ihrem Dienste Geld gesammelt, und beyde hätten gern einander heirathen mögen.

Da nun der fremde Herr, Krausemünze hieß er, nach Hause kam, ließ er seinen Bedienten und dessen Braut vor sich kommen, entdeckte ihnen, was er mit ihnen vorhätte, und sie waren damit zufrieden. Kurz und gut, sie gaben einander die Hände, und machten Hochzeit. Herr Krausemünze richtete die Hochzeit aus, und tanzte dabey nach Herzenslust.

Nach der Hochzeit legte das neue Ehepaar sein gesammeltes Geld zusammen, und Herr Krausemünze versprach, wenn sie sich ehrlich und redlich mit einander zu nähren suchten, so wollte er ihnen Geld vorschießen, und wenn es drey tausend Thaler wären.

Und nun fingen sie an, mit einander die Comödie zu spielen, wie folget.

Herr Beyfuß ging nach Schildburg, gab Löffelstieln eine Kanne Bier, daß er die Gemeine zusammen rief; dann hielt er folgenden Vortrag:

„Lieben Schildbürger! ich bin ein Freund der Freyheit, und habe schon längst eine Gelegenheit gesucht, mich vom Gehorsam loszumachen. Nun höre ich, daß ihr freye Leute seyd, und bin deßwegen zu euch gereiset, daß ich euch fragen wollte, ob ihr mich nicht zum Mitbürger annehmen, und mir erlauben wollt, bey euch ein Haus zu bauen. Wollt ihr?"

Die Schildbürger stutzten, und sagten: Der Casus ist uns noch nicht vorgekommen. Sie murmelten unter einander; dann trat einer hervor und sagte: Hör er! die Gemeine läßt ihm sagen, das Ding wäre ihr zu krause, und sie könnte sich schlechterdings zu nichts resolviren.

Ich will euch, fuhr Herr Beyfuß fort, bey meinem Anzuge zwey Tonnen Bier geben, recht delicates — es ist wie Syrup.

Die Schildbürger, die lange kein Bier geschmeckt hatten, wurden etwas mehr kirre, da

sie vom Biere reden hörten; einer stieß den andern an und sagte: Höre Bruder! ich dächte, wir thäten es. Zwey Tonnen Bier sind keine Narrenspossen.

Sie traten darauf wieder zusammen, und deliberirten mit einander; hernach trat Nichelmann hervor, und sagte: Hör er! die Gemeine läßt ihm sagen, daß sie ihn zum Bürger aufnehmen will. Aber zwey Tonnen Bier muß er uns geben. Hört ers?

Ja! ja! sagte Herr Beyfuß, die sollt ihr gewiß haben.

Beyfuß ließ also ein artiges Haus, eine Scheune und Stallung an einem Orte aufbauen, an dem die Landstraße vorbey ging. Weil es da etwas zu verdienen gab, so lockte der Hunger die Schildbürger herbey zur Arbeit. Wenn sie nun eine Zeitlang fleißig gewesen waren, so gab er ihnen einen Schmaus; der schmeckte den Schildbürgern, und sie konnten den Herrn Beyfuß nicht genug rühmen und loben.

Sobald Herr Beyfuß mit seiner jungen Frau eingezogen war, und seine Wirthschaft

eingerichtet hatte, fing er an, ein recht gutes Bier zu brauen, und die Fuhrleute und Reisenden sprachen ihm so fleißig zu, daß ihm niemahls ein Faß sauer wurde.

Die Schildbürger, die das Bier auch einige Mahle gekostet hatten, schlichen um Herrn Beyfuß Haus herum, und hätten gern auch ein Näßchen getrunken; es fehlte ihnen aber dazu weiter gar nichts, als — Geld. Ein paarmahl hatten sie es versucht, bey ihm zu borgen. Da er aber allemahl etwas ernsthaft sagte, ohne baares Geld gebe er kein Bier weg, so schlichen sie sich traurig fort, und kamen nicht wieder.

Holzapfen, da er einmahl einen Fuhrmann eine Kanne Bier mit großem Appetit verzehren sah, wässerte der Mund so sehr, daß er einen ganz neuen Einfall bekam. Herr Beyfuß! sagte er, hat er nicht Lust, mir einen Acker Land abzukaufen? Das war es nun, was eigentlich Herr Beyfuß haben wollte; er ließ es sich aber nicht sogleich merken.

Land, sagte er, sollte ich kaufen? Wozu ist mir das nütze! Unterdessen will ich doch diesen Nachmittag mit ihm hingehen, und es besehen.

Das geschah nun, und Herr Beyfuß kaufte den Acker für ein geringes Geld.

Unterdessen hatte Holzapt doch nun Geld im Beutel, und konnte alle Tage seine Kanne Bier trinken. Die übrigen Schildbürger, da sie das sahen, thaten es nach, überliefen Herrn Beyfuß, und bothen ihm ihr Land zum Verkaufe an.

Auf diese Art bekam er für wenig Geld ein ziemliches Gut zusammen, schaffte sich nun Pferde und Geschirr, Gesinde und Vieh an, und trieb nun seinen Ackerbau so artig, daß ganz Schildburg darüber Mund und Nase aufsperrte. Verschiedene Schildbürger waren der Meinung, es ginge nicht mit rechten Dingen zu, Beyfuß stände vielmehr mit dem Bösen, Gott sey bey uns! im Bunde. Einige hatten es auch mit eigenen Augen gesehen, daß Stephchen (so nannten sie den fliegenden Drachen) bey ihm zur Feuermauer hineingeflogen wäre. Ueberdieß

hatte er auch eine schwarze Katze mit feurigen Augen. Wer konnte das anders seyn, als der leidige Teufel? Darüber steckte man nun die Köpfe zusammen und murmelte. Laut durfte man aber nicht davon reden. Herr Beyfuß hatte nähmlich ganz Schildburg in seinem Brote, indem er jedem, der bey ihm arbeiten wollte, Arbeit gab, und ihn bezahlte. Hatte nun einer ein loses Maul, so drohete er ihm gleich, daß er ihm die Arbeit nehmen wollte, und so war gleich alles gut.

Herr Beyfuß ging noch weiter. Er wußte die Schildbürger so artig dahin zu bringen, daß sie ihm nach und nach ihre Waldung, ihre Jagdgerechtigkeit und ihre Fischerey zum Verkaufe anbothen. Er kaufte alles an sich, und da die Schildbürger das Geld von ihm hatten, legten sie eine Tonne Bier ein, tranken es zusammen, und machten sich über Herrn Beyfuß wacker lustig. Den, sagte Richelmann, den haben wir recht angeführt. Denkt! kauft uns die Waldungen ab, und ist nichts darin, als ein Paar Hahnebuttensträuche. Er gibt uns

so viel für die Jagd und Fischerey! Was will er denn jagen? Maulwürfe, und sonst nichts! Was will er denn fischen? Roßkoben! Ha! ha! ha!

Ha! ha! ha! lachten alle mit aus vollem Halse.

Je nun, sagte Löffelstiel, er kann es ja, er hat ja Geld genug.

Herr Beyfuß hatte in einer Ecke das alles mit angehört, schlich sich fort, und dachte bey sich selbst: Lacht ihr nur! Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Wirklich währte es auch nicht lange, so kam die Reihe mit dem Lachen an Herrn Beyfuß. Das Holz fing an zu wachsen, und so wie es wuchs, fanden sich auch darin wieder Hirsche und Rehe ein, die Hasen mehrten sich auch, und nach etlichen Jahren wimmelte das Wasser wieder von Fischen. Es währte nicht lange, so konnte man bey Herrn Beyfuß Wildpret und Fische zu kaufen bekommen, wie man es nur verlangte, und einige von den Schildbürgern, die ihm die Waldungen hatten

verhandeln helfen, erlebten es noch, daß er anfing das Holz abtreiben zu lassen.

Daß das nun alles nicht mit rechten Dingen zugehe, sahen alle ein; was war aber zu thun? Sie mußten es geschehen lassen.

Da nun Herr Beyfuß die Schildbürger so am Seilchen hatte, that er noch einen Schritt, der in der Geschichte von Schildburg einer der wichtigsten ist. Er tractirte nähmlich einmahl diejenigen, die in der Gemeine das größte Maul hatten, und sprach von allerley. Da sie anfingen lustig zu werden, kam das Gespräch auch auf die Freyheit. Die Freyheit, sagte er, ist eine herrliche Sache, und ich freue mich recht sehr darüber, daß ich in dem freyen Schildburg wohne. Ich werde auch, so lange ich lebe, darüber halten, daß keine Obrigkeit gewählt wird. Unterdessen dächte ich doch, es wäre gut, wenn wir einen Schultheißen hätten.

Sie wurden darüber stutzig, und deliberirten hin und deliberirten her. Endlich meinten

sie doch, wenn es weiter nichts wäre, als ein Schultheiß, den wollten sie doch annehmen.

Herr Beyfuß schenkte fleißig ein, und je mehr er einschenkte, desto mehr wuchs ihr Verlangen nach einem Schultheißen. Endlich sagte Holzapt: Wie wäre es, wenn wir heute noch einen Schultheißen wählten?

Es gilt schon! riefen alle.

Richelmann aber, der zuvor mit Herrn Beyfuß ganz leise gesprochen hatte, strich sich den Bart, that den Mund auf und sprach: Bürger! es ist wohl ganz gut, daß wir einen Schultheißen wählen; seyd aber gescheidt, und wählt einen Mann, der uns einen guten Schmaus geben kann.

Der Vorschlag fand Beyfall. Sie dachten hin und her, wer wohl den besten Schmaus geben könnte. Am Ende waren sie alle der Meinung: niemand könne einen bessern Schmaus geben, als Herr Beyfuß.

Er wurde daher einstimmig zum Schultheißen gewählt, unter dem Versprechen, daß er, bey Antretung seines Amts, einen recht

fetten Schmaus geben sollte, wozu er sich auch willig finden ließ.

Holzart, dem das Beste der Gemeine immer am Herzen lag, that auch jetzt einen Vorschlag, der seinem Patriotismus Ehre machte. Sobald Herr Beyfuß aus der Stube gegangen war, winkte er der Gemeine mit der Hand und sagte: St! St! Leute! Wir müssen das Eisen schmieden, weil es warm ist. Jetzt ist Beyfuß bey guter Laune; er muß uns noch etwas versprechen, wenn er Schultheiß werden will. Da haben wir die schöne Sonnenuhr an unsrer Kirche, die ist dem Wind und Wetter ausgesetzt. Wenn sie noch ein Paar Jahre da hängt ohne Bedeckung, so ist sie ruinirt; denkt an mich! Beyfuß soll uns ein Wetterdach darüber machen lassen.

Ja! ja! ein Wetterdach! riefen alle.

Da also Herr Beyfuß wieder in die Stube trat, fing einer von der Gemeinde an: Noch Eins, Herr Beyfuß! Wenn er unser Schultheiß werden will, so muß er uns noch etwas

versprechen. — Ein Wetterdach über unsere Sonnenuhr.

Ein Wetterdach? fragte Herr Beyfuß lächelnd; was soll denn dieses über der Sonnenuhr?

Daß es den Regen abhält, sagte Holzaxt.

Gut! antwortete Beyfuß; ihr sollt es haben.

Wirklich ließ er es auch schon in der nächsten Woche hinsetzen, und recht schön roth anstreichen, worüber ganz Schildburg sich gar herzlich freute.

Nun aber suchte sich Herr Beyfuß auch als Schultheiß zu zeigen. Ehe er seine Mahlzeit noch wirklich ausrichtete, ließ er die Gemeine zusammen kommen, und nahm von ihr die Huldigung ein. Mann für Mann mußten sie angeloben, daß sie ihn ehren, und gegen seine Verordnungen folgsam seyn wollten.

Einige Schildbürger schüttelten darüber die Köpfe; da aber der Schmaus anhob, und Herr Beyfuß ein gutes Bier hatte brauen lassen,

so wurden sie alle kirre gemacht, und brachten die Gesundheit aus: Es lebe unser neuer Herr Schultheiß hoch!

Der neue Herr Schultheiß bekam nun nach und nach von den Schildbürgern mehr Land, als er brauchen konnte. Da er nun fast ganz Schildburg zusammen gekauft hatte, ließ er die Bürgerschaft zusammen kommen und sagte: Lieben Bürger! ich habe euch euer Land abgekauft, weil ich sah, daß ihr Geld nöthig hattet. Damit ihr aber sehen sollt, daß ich nicht Lust habe, mich von eurem Gute zu bereichern, so will ich euch einen Theil davon wieder schenken. Seyd ihr damit zufrieden?

Ja! ja! riefen alle.

Gut! sagte er, so will ich einen nach dem andern zu mir kommen lassen, und ihm einige Stücke Land wieder geben.

Dieß geschah auch wirklich. Herr Beyfuß gab einem Schildbürger nach dem andern ein ziemlich Stück Land wieder, und bedung sich dafür weiter gar nichts aus, als — daß von jedem Acker jährlich einige Groschen entrichtet

werden, und der Besitzer einige Tage im Jahre für Herrn Beyfuß arbeiten sollte.

Herr Beyfuß hatte zehn Kinder, fünf Knaben und fünf Mädchen. Die wuchsen heran, und verheiratheten sich. Die Söhne heirathteten Schildbürgerinnen, und die Töchter gaben ihre Hand jungen Schildbürgern. Aus diesen Ehen entsprangen wieder viele Kinder.

So wie nun die Kinder eines Weißen mit einer Mohrinn nicht ganz schwarz und auch nicht ganz weiß sind, so wären auch die Kinder, die aus diesen Ehen kamen, nicht ganz Schildbürger, und auch nicht ganz Herrn Beyfuß ähnlich.

Unterdessen wurden die Sachen immer so eingerichtet, daß alle Aemter in Schildburg, die etwas eintrugen, mit Abkömmlingen von Herrn Beyfuß besetzt wurden.

Einmahl war in der Nachbarschaft ein Vogelschießen, und Holzackens ältester Sohn ging dahin, um es mit anzusehen. Da trat ein Blaurock zu ihm, und fing mit ihm folgendes Gespräch an: Woher guter Freund?

Holzapt. Von Schildburg.

Blaunck. Von Schildburg? Das ist mir ja recht lieb, daß ich einmahl einen Schildbürger zu sehen bekomme. Er ist also von der berühmten Stadt, die sich frey gemacht hat?

H. Ja, daher bin ich.

Bl. Ihr habt also in Schildburg wohl keine Abgaben?

H. Eigentliche Abgaben nicht. Wir bezahlen nur von jedem Acker, den wir besitzen, an Herrn Beyfuß etwas Gewisses, und hernach entrichten wir etwas zur Bestreitung der öffentlichen Abgaben.

Bl. Hum! Aber Frohnen werdet ihr doch nicht haben?

H. Gar nicht. Nur müssen die, die von dem seligen Herrn Beyfuß Aecker geschenkt bekommen haben, zu gewissen Zeiten für seinen Sohn arbeiten.

Bl. Hum! Aber gleiche Rechte und gleiche Freyheiten habt ihr doch?

H. So ziemlich. Die Beyfussische Familie schwimmt freylich immer oben. Die hat

das Recht, zu jagen, zu fischen, Holz schlagen zu lassen, und — wie es halt so geht — zu einem Amte, das etwas einträgt, kommt niemand, der nicht von der Beyfussischen Familie ist.

Bl. Hum! Wenn ich nun das alles bey Lichte besehe, so finde ich, daß ihr eben nicht mehr Freyheit habt, als andere Menschenkinder. Ihr habt Abgaben; Frohndienste; habt Familien, die das erste Recht zu einträglichen Aemtern haben. Wie könnt ihr euch denn frey nennen? Ich will ihm von der ganzen Sache meine aufrichtige Meinung sagen. Ihr lieben Schildbürger habt vielerley; Eins fehlt euch nur noch, das ist — der Verstand. Wer Verstand hat, der macht sich, zwar nicht von Abgaben, Gesetzen und Obrigkeit, aber doch von wirklicher Bedrückung frey, ohne daß er nöthig hat, zu rebelliren, und andern Leuten ihr Eigenthum zu rauben. Wer aber keinen Verstand hat — der — wird — niemahls — frey, — und — wenn — er — rebellirte — und — emigrirte — und — alles umkehrte — Adjö!

Was sich ferner mit den Schildbürgern zugetragen hat, und wie sie im vorletzten Jahrhunderte ihr Wesen getrieben haben, davon haben wir keine Nachrichten, weil 1717 der ganze Ort, die Kirche mit den schönen Gemählden, und mit dem vortrefflichen Altarblatte, wie auch die Sonnenuhr mit dem rothen Wetterdache ein Raub der Flammen wurde. Damahls verbrannten alle alten Nachrichten mit, zu großem Verluste der Nachwelt. Nur jene wurden in einem Thurmknopfe unversehrt gefunden, aus welchen diese Erzählung genommen worden ist.

X.

Naturhistorische Unterhaltungen. *)

(Fortsetzung).

Auch die fünfte Ordnung der Säugethiere ist in vieler Hinsicht merkwürdig und vorzüglich beachtenswerth. Es gehören in dieselbe die sogenannten wiederkäuenden Thiere, die dem Menschen in vielfachem Betrachte den größten Nutzen gewähren. In der obern Kinnlade fehlen ihnen die Vorderzähne ganz, in der untern aber stehen sechs bis acht, von den Backenzähnen entfernt, und haben einen breiten, scharfen Rand. Auch die Eckzähne fehlen mehrentheils. Die Backenzähne sind flach abgestumpft, breit, und auf der Oberfläche mit erhabenen Streifen

*) Nach Bechstein.

besetzt. Ihre Füße haben gespaltene Klauen. Größtentheils sind sie mit Hörnern versehen. Sie leben in allen Gegenden der Erde im Trocknen, steigen nie auf die Bäume, und nähren sich von Gewächsen, die sie mit ihren Zähnen losreißen, und vermittelst des Baues ihrer vier Mägen wiederkauen. Den Menschen nützen sie sehr durch ihre Milch, ihr Fleisch und Fett, ihre Wolle, Haare, Häute, Hörner u. d. m. Auch dienen sie ihnen als lasttragende Thiere. Wir wollen von ihnen nur folgende erwähnen:

Das gemeine Kamehl, auch Dromedar genannt, bewohnt in seiner Wildheit die Wüsten Asiens, vorzüglich zwischen China und Indien, und das zahme ist für den ganzen Orient das nützlichste Thier. Es hat nur Einen Höcker auf dem Rücken. Der Kopf ist klein, die Schnauze länglich, die Oberlefze weit vorragend, die Ohren kurz, der Hals und die Beine ungemein lang; jener und der kleine Kopf machen das Thier unansehnlich; der Leib ist bauchig, der Schwanz kurz. Vorn auf der Brust hat dieses Thier eine große Schwiele, vier klei-

ne an den Vorderfüßen und zwey dergleichen an den Hinterfüßen, die ihm zum Anstemmen dienen, wenn es müde ist und sich niederlegt. Das Haar ist röthlich grau, weich, unter der Kehle und dem Halse etwas länger, am längsten aber auf dem Rücken. Das Kamehl ist von sanfter, folgsamer Natur, nur bisweilen geräth es in Wuth, und verkennt dann oft seinen Führer und Herrn. Es kann lange hungern, und frißt stachlichte, unnütze Gewächse, Disteln, Nesseln, Akazien u. d. m. Durst kann es fünfzehn Tage lang leiden, säuft aber ungeheuer viel auf Ein Mahl, und behält gleichsam zum Vorrath eine Menge Wasser in den besondern Zellen seines Magens. Das Weibchen, das selten zur Arbeit gebraucht wird, gibt viel Milch, die dick und ein gutes Nahrungsmittel für die Menschen ist, wenn sie gehörig mit Wasser vermischt wird. Ein einziges Kamehl ist im Stande 1200 und mehr Pfund zu tragen, und, wenn es nicht beladen ist, in einem sanften Trabe in einem Tage achtzehn Meilen zurückzulegen, beladen aber nur zehn bis zwölf. Was uns

das Schaf, das Pferd und die Kuh sind, das ist den Arabern das Kamehl. Sie genießen das Fleisch der Jungen, und der Buckel gilt bey ihnen für eine große Delicatesse; das weiche Haar aber brauchen sie zu allerhand Strickereyen und Zeugen. Aus dem Harne wird Salmiak gemacht, und der Mist dient den Pferden zur Streue, und statt dürren Holzes zur Feurung.

Das Trampelthier, eine zweyte Art von Kamehl, hat zwey Höcker, ist größer und stärker als die vorige Art, sonst aber derselben in Gestalt und Lebensart so ähnlich, daß selbst einige Naturforscher sie für eine bloße Spielart gehalten haben. Es findet sich im nördlichen Asien bis nach China meist wild, und wird nicht so häufig wie das erstere zum Lasttragen, sondern, seines sanften und dabey doch sehr schnellen Trabes und seines natürlichen Sattels wegen, mehr zum Reiten gebraucht. In einem Tage legt es gegen 35 bis 40 Meilen zurück. Beyde Arten kann man oft für Geld sehen.

Die Kamehlziege oder Lama ist das nützlichste Hausthier der Amerikaner, besonders

der Südamerikaner. Wild wird es noch auf den höchsten Bergen in Peru gefunden. Es erreicht ungefähr die Größe des Esels, und dient auch, eben so wie dieser, zum Lasttragen. In der Bildung gleicht es dem Kamehle und der Ziege. Seine Farbe ist weiß, schwarz oder grau und röthlich gesprengt. Es läßt sich leicht mit allerhand Gras und Kräutern unterhalten. Sein Fleisch und Haar wird benutzt. Wird es zu stark beladen, so legt es sich nieder, und kann selbst durch die härtesten Schläge nicht wieder zum Aufstehen gebracht, sondern muß auf der Stelle geschlachtet werden. Sonst ist es sehr geduldig, sanft und folgsam, und ersteigt die steilsten Felsen mit einem sichern Schritte.

Das Tatarische Bisamthier hat die Gestalt und Größe des Rehes, und der hervorragenden Eckzähne bedient sich das Männchen statt der Waffen. Dieses hat in der Gegend des Nabels einen Beutel von der Größe eines Hühnereyes, worin sich ein braunes, schmieriges Wesen, der Musk oder Bisam, sammelt. Es verkriecht sich gern auf den höchsten Felsen in den

bergigen Gegenden in den Schwarzwäldern von Tibet und dem südlichen Sibirien. Der reine Bisam ist noch wenig bekannt, denn mehrentheils wird er mit Blut und andern Spezereyen vermischt. Der reinste ist der, den das Thier an Steinen und Baumstämmen abreibt. Bey dem Abschneiden der Bisambeutel und selbst beym Einkauf muß man sich den Mund und die Nase wohl verbinden, denn der äußerst starke Geruch verursacht Kopfschmerzen und heftiges Nasenbluten. Ehemahls wurde der Bisam mehr zum Parfüm gebraucht als jetzt. In der Medecin steht er aber noch immer wegen seiner großen Heilkräfte in Ansehen.

Der gemeine Hirsch ist ein bekanntes, schön gebautes Thier, mit ästigem, rückwärts gekrümmten und ganz runden Geweihe. Wegen seiner Nutzbarkeit und des Vergnügens, welches seine Jagd großen Herren gewährt, ist er in Deutschland das wichtigste Waldthier, lebt herdenweise in Wäldern, und ist in beyden Welttheilen gemein, doch nicht in ganz kalten Ländern. Seine Farbe ändert sich nach Alter und

Jahreszeit. Im Sommer ist sie roth oder rothbraun, im Winter grau, am Bauche weißlich. Selten findet man ganz weiße Hirsche. Nur die Männchen haben der Regel nach ein Geweihe, welches sie im Frühjahre abschlagen, das aber bald darauf wieder als ein weicher, mit einer rauhen Haut umgebener Knorpel aufschießt, und im August schon wieder vollkommen hart und größer oder mehr zackiger, oder, wie die Jäger sagen, vielendiger ist, als das, was sie abgeworfen haben. Gewöhnlich richtet sich die Zahl der Enden nach dem Alter der Thiere bis ins achte Jahr, so daß ein Hirsch im vierten Jahre sechs bis acht, und im achten zwölf bis vierzehn Enden an einem Horne hat. Nach dieser Zeit ist die Anzahl derselben unbestimmt. Die größten Geweihe sind von sechsundsechzig Enden, und ein mittelmäßiges wiegt zehn bis achtzehn Pfund. Der Hirsch bezeigt in seinem Betragen Muth und edlen Anstand, hat ein vortreffliches Gesicht und Gehör und einen feinen Geruch. Am Tage liegt er gewöhnlich im Walde verborgen, und kommt erst Abends seiner

Holzart. Von Schildburg.

Blauneck. Von Schildburg? Das ist mir ja recht lieb, daß ich einmahl einen Schildbürger zu sehen bekomme. Er ist also von der berühmten Stadt, die sich frey gemacht hat?

H. Ja, daher bin ich.

Bl. Ihr habt also in Schildburg wohl keine Abgaben?

H. Eigentliche Abgaben nicht. Wir bezahlen nur von jedem Acker, den wir besitzen, an Herrn Beyfuß etwas Gewisses, und hernach entrichten wir etwas zur Bestreitung der öffentlichen Abgaben.

Bl. Hum! Aber Frohnen werdet ihr doch nicht haben?

H. Gar nicht. Nur müssen die, die von dem seligen Herrn Beyfuß Aecker geschenkt bekommen haben, zu gewissen Zeiten für seinen Sohn arbeiten.

Bl. Hum! Aber gleiche Rechte und gleiche Freyheiten habt ihr doch?

H. So ziemlich. Die Beyfußische Familie schwimmt freylich immer oben. Die hat

das Recht, zu jagen, zu fischen, Holz schlagen zu lassen, und — wie es halt so geht — zu einem Amte, das etwas einträgt, kommt niemand, der nicht von der Beyfussischen Familie ist.

Bl. Hum! Wenn ich nun das alles bey Lichte besehe, so finde ich, daß ihr eben nicht mehr Freyheit habt, als andere Menschenkinder. Ihr habt Abgaben, Frohndienste, habt Familien, die das erste Recht zu einträglichen Aemtern haben. Wie könnt ihr euch denn frey nennen? Ich will ihm von der ganzen Sache meine aufrichtige Meinung sagen. Ihr lieben Schildbürger habt vielerley; Eins fehlt euch nur noch, das ist — der Verstand. Wer Verstand hat, der macht sich, zwar nicht von Abgaben, Gesetzen und Obrigkeit, aber doch von wirklicher Bedrückung frey, ohne daß er nöthig hat, zu rebelliren, und andern Leuten ihr Eigenthum zu rauben. Wer aber keinen Verstand hat — der — wird — niemahls — frey, — und — wenn — er — rebellirte — und — emigrirte — und — alles umkehrte — Adjö!

Was sich ferner mit den Schildbürgern zugetragen hat, und wie sie im vorletzten Jahrhunderte ihr Wesen getrieben haben, davon haben wir keine Nachrichten, weil 1717 der ganze Ort, die Kirche mit den schönen Gemählden, und mit dem vortrefflichen Altarblatte, wie auch die Sonnenuhr mit dem rothen Wetterdache ein Raub der Flammen wurde. Damahls verbrannten alle alten Nachrichten mit, zu großem Verluste der Nachwelt. Nur jene wurden in einem Thurmknopfe unversehrt gefunden, aus welchen diese Erzählung genommen worden ist.

X.

Naturhistorische Unterhaltungen. *)

(Fortsetzung).

Auch die fünfte Ordnung der Säugethiere ist in vieler Hinsicht merkwürdig und vorzüglich beachtenswerth. Es gehören in dieselbe die sogenannten wiederkäuenden Thiere, die dem Menschen in vielfachem Betrachte den größten Nutzen gewähren. In der obern Kinnlade fehlen ihnen die Vorderzähne ganz, in der untern aber stehen sechs bis acht, von den Backenzähnen entfernt, und haben einen breiten, scharfen Rand. Auch die Eckzähne fehlen mehrentheils. Die Backenzähne sind flach abgestumpft, breit, und auf der Oberfläche mit erhabenen Streifen

*) Nach Bechstein.

besetzt. Ihre Füße haben gespaltene Klauen. Größtentheils sind sie mit Hörnern versehen. Sie leben in allen Gegenden der Erde im Trocknen, steigen nie auf die Bäume, und nähren sich von Gewächsen, die sie mit ihren Zähnen losreißen, und vermittelst des Baues ihrer vier Mägen wiederkauen. Den Menschen nützen sie sehr durch ihre Milch, ihr Fleisch und Fett, ihre Wolle, Haare, Häute, Hörner u. d. m. Auch dienen sie ihnen als lasttragende Thiere. Wir wollen von ihnen nur folgende erwähnen:

Das gemeine Kamehl, auch Dromedar genannt, bewohnt in seiner Wildheit die Wüsten Asiens, vorzüglich zwischen China und Indien, und das zahme ist für den ganzen Orient das nützlichste Thier. Es hat nur Einen Höcker auf dem Rücken. Der Kopf ist klein, die Schnauze länglich, die Oberlefze weit vorragend, die Ohren kurz, der Hals und die Beine ungemein lang; jener und der kleine Kopf machen das Thier unansehnlich; der Leib ist bauchig, der Schwanz kurz. Vorn auf der Brust hat dieses Thier eine große Schwiele, vier klei-

ne an den Vorderfüßen und zwey dergleichen an den Hinterfüßen, die ihm zum Anstemmen dienen, wenn es müde ist und sich niederlegt. Das Haar ist röthlich grau, weich, unter der Kehle und dem Halse etwas länger, am längsten aber auf dem Rücken. Das Kamehl ist von sanfter, folgsamer Natur, nur bisweilen geräth es in Wuth, und verkennt dann oft seinen Führer und Herrn. Es kann lange hungern, und frißt stachlichte, unnütze Gewächse, Disteln, Nesseln, Akazien u. d. m. Durst kann es fünfzehn Tage lang leiden, säuft aber ungeheuer viel auf Ein Mahl, und behält gleichsam zum Vorrath eine Menge Wasser in den besondern Zellen seines Magens. Das Weibchen, das selten zur Arbeit gebraucht wird, gibt viel Milch, die dick und ein gutes Nahrungsmittel für die Menschen ist, wenn sie gehörig mit Wasser vermischt wird. Ein einziges Kamehl ist im Stande 1200 und mehr Pfund zu tragen, und, wenn es nicht beladen ist, in einem sanften Trabe in einem Tage achtzehn Meilen zurückzulegen, beladen aber nur zehn bis zwölf. Was uns

das Schaf, das Pferd und die Kuh sind, das ist den Arabern das Kamehl. Sie genießen das Fleisch der Jungen, und der Buckel gilt bey ihnen für eine große Delicatesse; das weiche Haar aber brauchen sie zu allerhand Strickereyen und Zeugen. Aus dem Harne wird Salmiak gemacht, und der Mist dient den Pferden zur Streue, und statt dürren Holzes zur Feurung.

Das Trampelthier, eine zweyte Art von Kamehl, hat zwey Höcker, ist größer und stärker als die vorige Art, sonst aber derselben in Gestalt und Lebensart so ähnlich, daß selbst einige Naturforscher sie für eine bloße Spielart gehalten haben. Es findet sich im nördlichen Asien bis nach China meist wild, und wird nicht so häufig wie das erstere zum Lasttragen, sondern, seines sanften und dabey doch sehr schnellen Trabes und seines natürlichen Sattels wegen, mehr zum Reiten gebraucht. In einem Tage legt es gegen 35 bis 40 Meilen zurück. Beyde Arten kann man oft für Geld sehen.

Die Kamehlziege oder Lama ist das nützlichste Hausthier der Amerikaner, besonders

der Südamerikaner. Wild wird es noch auf den höchsten Bergen in Peru gefunden. Es erreicht ungefähr die Größe des Esels, und dient auch, eben so wie dieser, zum Lasttragen. In der Bildung gleicht es dem Kamehle und der Ziege. Seine Farbe ist weiß, schwarz oder grau und röthlich gesprengt. Es läßt sich leicht mit allerhand Gras und Kräutern unterhalten. Sein Fleisch und Haar wird benutzt. Wird es zu stark beladen, so legt es sich nieder, und kann selbst durch die härtesten Schläge nicht wieder zum Aufstehen gebracht, sondern muß auf der Stelle geschlachtet werden. Sonst ist es sehr geduldig, sanft und folgsam, und ersteigt die steilsten Felsen mit einem sichern Schritte.

Das Tatarische Bisamthier hat die Gestalt und Größe des Rehes, und der hervorragenden Eckzähne bedient sich das Männchen statt der Waffen. Dieses hat in der Gegend des Nabels einen Beutel von der Größe eines Hühnereyes, worin sich ein braunes, schmieriges Wesen, der Musk oder Bisam, sammelt. Es verkriecht sich gern auf den höchsten Felsen in den

bergigen Gegenden in den Schwarzwäldern von Tibet und dem südlichen Sibirien. Der reine Bisam ist noch wenig bekannt, denn mehrentheils wird er mit Blut und andern Spezereyen vermischt. Der reinste ist der, den das Thier an Steinen und Baumstämmen abreibt. Bey dem Abschneiden der Bisambeutel und selbst beym Einkauf muß man sich den Mund und die Nase wohl verbinden, denn der äußerst starke Geruch verursacht Kopfschmerzen und heftiges Nasenbluten. Ehemahls wurde der Bisam mehr zum Parfüm gebraucht als jetzt. In der Medecin steht er aber noch immer wegen seiner großen Heilkräfte in Ansehen.

Der gemeine Hirsch ist ein bekanntes, schön gebautes Thier, mit ästigem, rückwärts gekrümmten und ganz runden Geweihe. Wegen seiner Nutzbarkeit und des Vergnügens, welches seine Jagd großen Herren gewährt, ist er in Deutschland das wichtigste Waldthier, lebt herdenweise in Wäldern, und ist in beyden Welttheilen gemein, doch nicht in ganz kalten Ländern. Seine Farbe ändert sich nach Alter und

Jahreszeit. Im Sommer ist sie roth oder rothbraun, im Winter grau, am Bauche weißlich. Selten findet man ganz weiße Hirsche. Nur die Männchen haben der Regel nach ein Geweihe, welches sie im Frühjahre abschlagen, das aber bald darauf wieder als ein weicher, mit einer rauhen Haut umgebener Knorpel aufschießt, und im August schon wieder vollkommen hart und größer oder mehr zackiger, oder, wie die Jäger sagen, vielendiger ist, als das, was sie abgeworfen haben. Gewöhnlich richtet sich die Zahl der Enden nach dem Alter der Thiere bis ins achte Jahr, so daß ein Hirsch im vierten Jahre sechs bis acht, und im achten zwölf bis vierzehn Enden an einem Horne hat. Nach dieser Zeit ist die Anzahl derselben unbestimmt. Die größten Geweihe sind von sechs und sechzig Enden, und ein mittelmäßiges wiegt zehn bis achtzehn Pfund. Der Hirsch bezeigt in seinem Betragen Muth und edlen Anstand, hat ein vortreffliches Gesicht und Gehör und einen feinen Geruch. Am Tage liegt er gewöhnlich im Walde verborgen, und kommt erst Abends seiner

Nahrung halber hervor. Diese besteht aus Knospen, Blüthen und Blättern, Gras und Kräutern, aus reifer und unreifer Saat, und im Winter aus Moos und Baumrinden. In der Regel ist er sanftmüthig, aber im September und October geräth er oft ganz außer sich, das Männchen streitet mit andern, die ihm aufstoßen, zuweilen bis auf den Tod, und das Weibchen brüllt fürchterlich, läuft wüthend durchs Gehölze, greift selbst Menschen an, und vergißt oft, Futter zu suchen, weßhalb es auch sehr abmagert. Die guten jagdbaren Hirsche werden vom May bis in die Mitte des Septembers, das Schmalthier aber, oder der zwey bis dreyjährige Hirsch, bis Weihnachten geschossen. Das Fleisch vom Weibchen ist immer milder und besser als das vom Männchen; von den Hirschkälbern bekommt man die schmackhaftesten Braten. Vom vierten Jahre an wird das Fleisch schon härter, und die großen Hirsche geben von Jacobi bis September die schmackhafteste Speise; außerdem sind sie kaum zu genießen. Die Haut dieses Thieres bereitet der Roth = und

Weißgerber. Auch als Pelzwerk wird sie roh zu großen Müffen gebraucht. Die Haare dienen zum Ausstopfen der Sättel, Stühle u. s. w. Die Geweihe geben Griffe zu Messern und Hirschfängern. Die Köche machen daraus Gallerte. Mit gebranntem und pulverisirtem Hirschhorne macht man den Kaffeh klar, das Bier hell, und schützt es damit vor dem Sauerwerden. Die Hirschkolben, oder die jungen, weichen Geweihe, werden zu einer kostbaren, stärkenden Speise abgekocht, geschabt, mit Baumöhl und Essig getränkt, und wie Sallat gegessen. Das Hirschhorn gibt eine gute Farbe, die Hirschhornschwärze, und die Apotheker machen für die Medicin verschiedene Präparate daraus, Hirschhorn-Spiritus, Hirschhorn-Magisterium, Hirschhorn-Liquor, Hirschhornöhl, Hirschhornsalz. Das Mark ist eine gute Salbe für aufgesprungene Hände und das Eisen vor dem Roste zu bewahren. Das Talg wird nicht nur von den Lichtziehern, sondern auch von den Apothekern zu Pflastern und Salben gebraucht.

Den Dammhirsch nennt man auch, wegen seines gewöhnlichen Aufenthaltes in Tannenwäldern, Tannhirsch. Er ist größer als ein Reh, aber kleiner als der gemeine Hirsch, und wird bisweilen 300 Pfund schwer. Uebrigens gleicht er dem vorigen an Gestalt und Lebensart; allein sein Geweihe ist dünner und platter; es dehnt sich mehr in die Breite, ist nach Verhältniß mit mehr Enden besetzt, und endigt sich mit einer langen und breiten zackigen Schaufel. Es gibt nicht nur röthliche, braune, dunkelbraune, gelbe und graue, sondern auch schwärzliche, weißgefleckte und ganz weiße Dammhirsche; ihr Unterleib fällt aber allezeit ins Weiße. Sie sind von Natur flüchtig, munter, scheu und muthig, und streiten oft um einen Weideplatz viele Stunden lang; in Thiergärten aber werden sie so zahm wie halbe Hausthiere. Ihr Fleisch, besonders das von den säugenden Kälbern, ist zart und sehr schmackhaft.

Das Reh, welches als ein artiges, schmuckes Thier allgemein bekannt ist, und in dem gemäßigten Europa und Asien die kleinern ber-

zigen Waldungen, so wie die Vorwälder von großen Gebirgsketten bewohnt, hat mit dem Hirsche und der Ziege viele Eigenschaften gemein. Mit dem ersteren streitet es in vielen Stücken um den Vorzug; es ist feuriger, lebhafter, muthiger und stolzer, kämpft sogar mit jungen Hirschen und behauptet immer als Sieger sein Recht. Im Sommer ist es oft braun, im Winter grau. Seine Geweihe sind oft recht knotig, und endigen sich in zwey Spitzen. Der Rehbock wirft sie alle Mahl im Herbste ab; im Winter aber wachsen sie ihm wieder. Die Rehe vereinigen sich nicht, wie die Hirsche, in starken Truppen, sondern leben nur familienweise. Man kann sie leichter zähmen als jene, und manche Jäger gewöhnen sie so, daß sie wie die Hunde mit ihnen in den Wald laufen. Das Wildpret dieser Thiere ist eine vortreffliche Speise; besonders delicat ist das Fleisch der Kälber von zwölf bis achtzehn Monathen und die Rehzunge. Fell und Haare braucht man wie vom Hirsche.

Das Elennthier, das man noch im eilften Jahrhunderte in Deutschland in den Rheingegenden fand, hat fast die Größe eines Pferdes, wiegt über 1200 Pfund, und kommt in seiner Lebensart mit dem Rennthier überein. Die Geweihe haben kurze Stämme, und endigen sich in eine breite Schaufel. Die größten wiegen 75 Pfund. Ihr Kopf ist lang, die Augen klein, die Ohren lang und schotternd; der Hals kürzer als der Kopf, der Schwanz kurz, die Beine lang, die hinteren kürzer, die Hüfen stark gespalten, die Mähne lichtbraun, die Farbe des Leibes überhaupt braun, weißlich überlaufen, wie bereift; der Schwanz oben dunkel, unten weiß. Der außerordentlich große Umfang des Kopfes, die Kürze des Halses und die Länge der Ohren geben dem Thiere ein häßliches, dummes Ansehen. Das Weibchen ist kleiner und trägt kein Geweih. Das Thier läuft einen sonderbaren, schaukelnden Trott, und doch soll es in einem Tage funfzig Meilen zurück legen. Im Allgemeinen ist es ein harmloses Geschöpf, nur bisweilen geht es auf seinen Beleidiger los,

greift ihn mit seinen Geweihen an, und trampelt ihn mit seinen starken Füßen todt. Es nährt sich vorzüglich von den Blättern der Bäume und Sträucher, und kommt nur des Nachts zum Vorschein. Man kann es sehr zahm machen. Gegenwärtig trifft man es nur in den nördlichen Ländern an. Sein Fleisch ist schmack- und nahrhaft, das Fell sanft, leicht und so stark, daß es den Flintenkugeln widersteht. Es gibt vortreffliche Collets, Degengehenke, Beinkleider u. d. m.

Das Rennthier findet man im Norden der alten und neuen Welt. Im Sommer hält es sich in den Gebirgen und Wäldern, des Winters mehr in den Ebenen auf. Seine Geweihe sind vorwärts gebogen, groß, dünn, und bestehen bey dem Männchen aus bloßen runden Stangen, die es, wie der Hirsch, im Winter abwirft, bey dem Weibchen aber endigt sich das kleinere Geweihe oben in zackige Schaufeln. Der Körper dieses Thieres ist dick und ziemlich vierkantig, die Beine kürzer als am Hirsch, die Größe ungefähr wie die eines zweyjährigen Ochsen, die Höhe vier bis fünf Fuß. Beym ersten

Wechsel ist das Haar röthlich aschgrau, und ändert sich mehrmahls in ein bereistes Weiß. Es steht so dick und dicht neben einander, daß es auch die Haut bedeckt, und wenn man es noch so sorgfältig aus einander räumen wollte. Dieß war für das kalte Clima, in welchem es lebt, sehr nöthig und nützlich. Die Jungen lassen sich leicht zähmen, und überhaupt ist das Rennthier in Lappland schon ein Hausthier, und zwar ein solches, das den Lappländern alle ihre Bedürfnisse befriedigt. Sie nähren sich von seinem Fleische und seiner Milch, kleiden sich mit seinem Felle, verfertigen allerhand Geräthe aus seinen Hörnern, Nadeln aus seinen Knochen, Fäden aus seinen Sehnen, Beutel und Flaschen aus seiner Blase. Aber nicht allein den Lappländern, sondern auch andern Völkerschaften, z. B. den Koräken, Tungusen, Samojeden u. s. w. ist es von unbeschreiblicher Nutzbarkeit. Die Rennthierbutter ist unschmackhaft, desto delicater dafür der Käse. Man gebraucht das Thier auch zum Lasttragen und zum Zuge. Sein Gang ist ungemein schnell und

leicht, und es legt in einem Tage ohne Mühe dreyßig Meilen zurück; dabey läuft es mit der größten Sicherheit über den gefrornen Schnee weg. Da die Lappländer diese Thiere für ihre größten Schätze halten, so behandeln sie dieselben auch sehr gut, hüthen sie herdenweise im Sommer auf den Gipfeln ihrer Alpen und an den Ufern ihrer klaren Seen und Flüsse. Im Winter bekommen sie dürres Laub und Rennthiermoos, und lassen sich also wohlfeil erhalten.

Die Giraffe, auch Kamehlparder genannt, ist ein äußerst sonderbares Thier. Es hat die Größe eines mittelmäßigen Kamehles, einen länglichen Kopf, auf demselben zwey einfache, längliche Hörner, und einen dünnen, sehr langen Hals, der gegen den Kopf zu schmal, nach unten breiter, und senkrecht getragen wird. Der Rücken steigt vom Schwanze an gegen den Hals allmählich in die Höhe, so, daß der Hinterleib ganz niedrig steht. Die vordern Beine sind beynahe noch Ein Mahl so lang als die hintern. Der Schwanz ist dünn; eine Mähne von steifen, langen und aufrechten Haaren geht

vom Kopfe über den Hals und den ganzen Rücken fort. Die Haare des Leibes sind kurz und steif, ihre Farbe schön schwärzlich und röthlichbraun gefleckt. Bey aufgerichtetem Kopfe ist das Thier sechzehn Fuß hoch, der Hals allein sieben Fuß lang. Die Länge des ganzen Körpers beträgt 22 Fuß. Es befindet sich im Innern von Afrika, und kommt äußerst selten nach Europa, daher auch seine Geschichte mit so vielen Fabeln und widersprechenden Nachrichten durchwebt sind. Es nährt sich von Blättern, die es mit seiner zwey Fuß langen Zunge von den Bäumen abreißt, und vom Grase. Alle seine Bewegungen sind langsam und gezwungen. Es kann keinem Feinde entgehen, läßt sich leicht zähmen und lenken, kann aber zu keiner Arbeit gebraucht werden.

Die Gemse, welche man auf den Gebirgen von Tyrol, Kärnthen, Krain, Steyermark, Salzburg und auf den Schweizer Alpen häufiger als den Steinbock antrifft, gleicht an Größe und Gestalt dem Ziegenbocke am meisten, und scheint nur darum

etwas größer, weil ihre Füße höher sind und ihr Hals gestreckter. Ihre Hörner stehen gleich über den Augen hervor, sind schwarz und aufrecht, mit runzligen Ringen umgeben, und einem platten Haken, der nach dem Rücken und nicht nach vorne gekrümmt ist. Sie sind neun Zoll lang, werden mit dem Alter immer größer, und bekommen jährlich einen Ring mehr. Dieses Thier ist gesellschaftlich, munter, flüchtig, vorsichtig, wild, schüchtern und menschenscheu. Es blökt leise, pfeift aber auch bey Gefahr und Furcht heftig, und zwar durch die Nasenlöcher. Ob es gleich furchtsamer im Klettern und Springen ist, als der Steinbock, so springt es doch über steile Felsen zwanzig bis dreyßig Fuß hoch hinunter, ohne sich halten zu können. Während eines solchen Luftsprunges schlägt es drey bis vier Mahl mit seinen Klauen an denselben an. Die Gemsenjagd, die in manchen Gegenden mit der größten Leidenschaft getrieben wird, ist mit vieler Gefahr verknüpft, und es stürzen jährlich Jäger von den Felsen in die Abgründe, indem sie von den

Gemsen herabgeworfen werden, wenn sie ihnen den Paß besetzen wollen. Die eigentlichen Gemsenjäger, welche Gemsensteiger heißen, scheuchen sie von einer Klippe zur andern immer in die Höhe, klettern mit scharfen Fußeisen nach, und wenn sie sie so weit gebracht haben, daß sie nicht weiter können, so treten sie ihnen ganz nahe, und setzen ihnen das Thillmesser (eine Art Hirschfänger) an die Seite; die Thiere treiben es sich von selbst ein, und stürzen dann von Felsen herab. — Das Fleisch der jungen Gemsen ist eine vortreffliche Speise, und wird theuer bezahlt. Es gibt Gemsen von funfzig Pfund. Ihr Talg ist besser als Ziegentalg. Die Hörner derselben braucht man zu Stockknöpfen, und die Schmiede zum Aderlassen der Pferde. Die Felle sind sehr dicht, und geben vortreffliche und dauerhafte Reithosen, Handschuhe und Collette. — In dem Gemsenmagen findet sich bisweilen ein eyförmiger, bräunlicher Körper, die Gemskugel, auch Deutscher Bezoar genannt. Er besteht aus zusammengewickelten Fasern unverdauter Kräu-

ter, hat einen guten, bittern Geruch, und soll allerhand Heilkräfte besitzen.

Die Angorische Ziege, welche eigentlich nach Angora (in Asien) zu Hause gehört, hat einen kürzern Leib und längere Beine als die gemeine Ziege, und ein wellenförmiges, sehr langes, feines, seidenartiges Haar, das mehrentheils blendend weiß ist. Nach dem Beyspiele der Venetianer, Engländer, Holländer und Schweden fängt man auch in Deutschland an, sie als Hausthiere aufzuziehen, und in Oestreich, Franken, Bayern und am Rhein findet man sie schon an vielen Orten. Sie verlangen nichts vor den gemeinen Ziegen zum voraus, als im Winter einen vor großer Kälte verwahrten Stall. Wir könnten also, wenn wir uns sorgfältig auf ihre Zucht legten, bald durch ihre Häute den schönsten morgenländischen Saffian, und durch ihre Haare, welche ihnen des Jahrs zwey Mahl abgeschoren werden, das schöne Kamehlgarn erhalten. Denn das sogenannte gute Kamehlgarn kommt nicht vom Kamehl, sondern von diesen Thieren, welche in ihrem Vaterlan-

de Kämel heißen. Die schönsten Zeuge, die meisten Brüsseler Kämelotte und viel Türkisches Garn werden aus diesen Haaren verfertigt, und Fleisch und Milch haben sie auch mit unsrer Ziege gemein.

Der Steinbock, ein merkwürdiges Thier, das in Deuschland nur die höheren Schneegebirge von Tyrol und Salzburg bewohnt, wird immer seltener, und nur in den Savoyischen Alpen trifft man zuweilen noch Herden von zehn bis funfzehn an. Er liebt bloß die steilsten, unzugänglichsten Felsen, und kommt nur in der größten Hungersnoth, wenn er auf der Flucht nicht weiter klettern kann, und wenn er von den Schneelavinen ergriffen wird, in die Thäler herab. An Größe übertrifft er unsre Ziege, und wiegt im Alter oft einige Centner. Der Kopf ist einem Hirschkopfe ähnlich, mit einem großem Barte; der übrige Leib aber dem Ziegenbocke. Seine Nahrung sind Kräuter und allerhand wildes Gesträuch, das auf den höchsten Bergen wächst. Die Jungen lassen sich zähmen, und mit den Herden der Hausziegen auf die

Weide führen. Das Fleisch des Steinbocks wird dem Hirschwildpret an die Seite gesetzt. Die grossen, starken, zurückgebogenen knotigen Hörner, welche drey Maaß Wasser halten, und wohl zwanzig Pfund wiegen, brauchen die Jäger und Hirten zu Trinkgeschirren. Auch große Herren lassen sie dazu in Silber und Gold einfassen. Die Haut benutzt man auch.

Das Schaf, der zahme Ochs, der Stier und die Kuh gehören auch in diese Ordnung der Säugethiere; aber sie sind so bekannt, daß es überflüssig wäre, von ihnen ausführlicher zu reden. Jedermann weiß, daß sie für den Menschen in vielfacher Hinsicht von Wichtigkeit sind, und ihm den größten Nutzen gewähren.

Wir erwähnen daher nur noch des Auerochsen und des Büffels.

Von dem Auerochsen stammt, aller Wahrscheinlichkeit nach, unser zahmes Rindvieh ab. Er war sonst auch im Thüringer- und Harzwalde zu Hause. Jetzt findet man ihn noch wild in Pohlen, Lithauen und Sibirien. Er

ist größer, grimmiger und wilder von Ansehen, als der zahme Ochs, hat haarige Schultern, Genick und Brust, kurze, schwarze und gesichelte Hörner, einen kurzen und starken Hals und Kopf, hochschultrigen Rücken und niedrigen Hinterleib, und eine beständige Farbe, welche schwarzfahl ist, mit einem mäusefahlen Streifen auf dem Rücken. Seine Schwere beträgt gegen zwey tausend Pfund. In seinem Kopfe hat er eine unglaubliche Stärke, und wirft in Thiergefechten Stiere, Bären und andere dergleichen Thiere in die Höh', und ritzt ihnen den Bauch auf. Er frißt Gras und Rinden. Sein Fell ist dick und vortrefflich, und aus seinen weiten Hörnern machten unsre Vorfahren Trinkgefäße.

Der Büffel ist in Asien und Nord-Afrika einheimisch; man findet ihn jedoch auch hin und wieder in Deutschland als Hausthier, und die Savoyarden führen ihn zuweilen unter dem Nahmen des Meerochsen herum. In der Bildung hat er viel Aehnlichkeit mit dem gemeinen Ochsen; doch ist er größer, stärker und schwe-

rer. Gewöhnlich wiegt er tausend Pfund, wovon die Haut allein 500 Pfund ausmacht. Die letztere ist mehrentheils schwarz, mit einzelnen borstenartigen Haaren, der Kopf im Verhältniß gegen den Körper klein, die Hörner sind vorne und hinten platt, am Ende zugespitzt, und drehen sich einwärts. Es ist ein plumpes, wildes, zorniges Thier, den man, wie dem Bären, einen Ring in die Nase legen muß, um es zu regieren. Die rothe Farbe ist ihm so gehässig, daß er bey Erblickung derselben ganz unbändig wird; Feuer aber setzt ihn in Furcht. Er nimmt bey seiner großen Gefräßigkeit mit dem schlechtesten Futter vorlieb, als Erbsen- Bohnen- und Hirsenstroh, geht mit dem Rindviehe auf die Weide, zieht am Pfluge und vor dem Wagen so viel als zwey Pferde, und ist in dieser Rücksicht ein nützliches Hausthier. Fleisch, Milch, Haut, Haare, Hörner, Klauen, Knochen und Mist werden, wie bey dem zahmen Ochsen, benutzt.

XI.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen,
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein,
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

(Das Weltgebäude.)

Inhalt.

[illegible]

